

Wettbewerb 06: Nur der Tod ist sicher

Aufgabenstellung

Schreibt einen Text, dessen Ende mit dem **Tod des Protagonisten** zusammenfällt, aber trotz des vorhersehbaren Abschlusses **spannend und/oder gefühlvoll** bleibt. Die Todesursache bleibt euch überlassen. Ob ihr einen Pokémonbezug mit einbringt oder nicht, bleibt ebenfalls euch überlassen.

(Ihr könnt **12 Punkte verteilen, maximal 8** an eine Abgabe)

Abgaben:

01 - Allein	02
02 - Schuld	03
03 - Zu früh gefreut	04
04 - The last song	06
05 - A Summer Breeze Of Happiness	08
06 - Das ewige Versprechen	10
07 - Schlussgetaumel	13
08 - Vater	15
09 - Ob Mensch oder Monster	17
10 - Tod eines Hirngespinstes	19
11 - La sonrisa	20
12 - Sohn des Teufels	22
13 - Die Hoffnung stirbt zuletzt	26
14 - Das Band das uns verbindet	27
15 - Das letzte Licht	29
16 - Tintentränenäquivalenztheorie	31
17 - Der Ritter der Löblichkeit	34
18 - Finsternis	36
19 - Mit jeder Sekunde	38

01 - Allein

Der Luftschacht ist viel zu eng. Als wäre er darauf ausgelegt, dass man eben nicht hindurchklettern sollte, aber das wäre ja Blödsinn, wer macht denn so etwas? Na gut, vielleicht sollte ich die Sache nicht so locker nehmen. Ich stehe kurz vor dem Tod, überall in den Räumen unter mir sind bewaffnete Personen. Wenn ich nur einen Mucks mache...

Mission gescheitert.

Ich schaue durch ein Gitter und sehe einen leeren Raum. Na so was, wer hätte gedacht, dass es im weißen Haus leere Räume gibt. Während ich noch darüber nachdenke, stoße ich fast mit dem Kopf gegen die nächste Biegung des Schachtes. Ab hier steil nach oben. Ein Stockwerk nur.

Ich hole tief Luft. Ich ziehe meine Schuhe aus. Ich beginne, mich langsam mit Händen und Füßen den Schacht hochzuschieben. Einen Fuß, eine Hand, den anderen Fuß, die andere Hand. Ist das langweilig. Und warum muss es hier schon wieder so eng sein? Ich mag diesen Ort nicht. Wer hätte gedacht, dass es im Regierungssitz der USA in den Lüftungsschächten nach Metall riecht?

Wieder ein Gitter, doch diesmal ist der Raum nicht leer. Ich schaue direkt in die Augen der Sekretärin des Präsidenten. Sie schaut zurück. Ach Quatsch, das bilde ich mir nur ein. Sie kann mich nicht sehen.

Weiter nach oben. Ein Fuß, eine Hand, ein Fuß, eine Hand. Decke. Gut, jetzt zur Seite. Ich lege mich flach in den niedrigen Gang. Er ist noch enger als die vorigen. Also wirklich, die glauben doch nicht, dass jemand versucht, auf diesem Wege zu ihm zu kommen? Tja, aber anscheinend haben sie Recht. Ich muss lächeln. Meine Hand sucht die Taschenlampe und den Grundriss des Gebäudes. Ein kurzer Blick und ich weiß, ich bin auf dem richtigen Weg. dreißig Meter. Einmal über das gesamte Vorzimmer. Na dann los. Langsam robbe ich vorwärts. Eine Schulter, andere Schulter. Und das ganze noch einmal. Das sit ja noch schlimmer als das Klettern!

Warum mache ich das hier überhaupt? Die Antwort folgt prompt aus der anderen Hälfte meines Gehirns: Weil du nichts mehr zu verlieren hast. Du hattest die eine Frau oder Kinder, Freunde oder Hobbys hast du seit Jahren nicht mehr. Tu wenigstens einmal in deinem Leben noch etwas Sinnvolles! Zwanzig Meter.

Sicher, dass ich das tun sollte? Ist es das Richtige? Du tust es. Du weißt warum. Ob es das Richtige ist, brauchst du nicht zu wissen. Du wirst es nicht mehr erleben. Aber sie wird es dadurch besser haben. Du nicht schlechter. Du hast nichts zu verlieren. Zehn Meter.

Das Licht aus dem Raum unter dem Gitter ist matt, aber es ist Tageslicht. Wahrscheinlich sitzt der Präsident gerade an seinem riesigen Schreibtisch hinter seinen dreifach dicken Panzerglasscheiben und erfreut sich der Tatsache, dass er Sonne in seinem Büro hat. Werde ich noch einmal die Sonne sehen können? Will ich die Sonne wiedersehen? Ich weiß es nicht. Es wird kommen, wie es kommen muss. Ein kurzer Blick, es kümmert mich nicht, ob ich erblinde. Ich bin da.

Unter mir liegt das Büro des mächtigsten Mannes der Welt. Schwer zu glauben. Ich muss lächeln. Ich bin in der Lage, all dies in Sekunden zu beenden. Seine Macht, sein Glück, seine Gesundheit. Sein Leben. Einer von vielen Mordopfern, und dennoch wird er eine wahrhaft fürstliche Beerdigungsfeier bekommen. Was ist mit einem Mordopfer aus den Slums? Hätte es nicht dasselbe verdient? Nein, lass das. Das sind die Parolen, die sie dir in den Kopf gesetzt haben, damit du einen Grund hast, ihn zu töten. Aber in Wahrheit machst du es für sie. Und es ist gut so.

Ich nehme die Pistole zur Hand. Wenn ich jetzt schieße, werde ich tot sein. Niemanden wird es kümmern, ich bin nicht einmal in den Einwohnerregistern verzeichnet. Aber wenn ich schon aus dem Nichts auftauche und den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika

umbringe, soll es pompös sein. Ich stecke die Pistole wieder ein und nehme mein Messer zur Hand. Ein winziger Stich am Handgelenk...

Ich stecke das Messer wieder weg. Ich könnte nun fasziniert auf den Blutstropfen blicken, der sich langsam bildet, aber dafür ist keine Zeit. Hastig tasten die Finger meiner anderen Hand nach dem Bild von ihr, welches an dem Band an mir befestigt ist. Nur für dich...

Ich drehe mein Handgelenk. Sekundenlang klebt der Tropfen an meiner Haut, dann fällt er durch das Gitter auf den Schreibtisch. Das tropfende Geräusch lässt auch den Mann im Drehstuhl aufhorchen. Ich grinse vor Adrenalin. Ich werde mir meinen Wunsch erfüllen. Ich werde nicht allein sterben!

Er sucht nach der Ursache, doch kann sie nicht finden. Plopp. Ein zweiter Tropfen. Diesmal sieht er den Fleck auf dem Holz. Er schaut nach oben, direkt in meine Augen. Ich schlage das Gitter mit dem Ellbogen auf und lasse mich fallen.

Das Sonnenlicht sticht mir in die Augen, es blendet mich in Sekunden. Dennoch weiß ich, wie weit es zum Boden ist. Ich ziehe das Bild von ihr an mein Gesicht, doch ich kann es nicht sehen. Nicht noch ein letztes Mal...

Die Leine reißt. Das leise Klicken ertönt. Ein unglaublicher Schmerz durchfährt meinen Unterleib, als die erste Granate explodiert. Der Knall zerfetzt mein Trommelfell. So sterbe ich nun, blind und taub inmitten von Asche und Staub.

02 - Schuld

Der Mann saß in seiner Lieblingskneipe. Es war Freitag. Er nahm sich eine Auszeit von der Büroarbeit. Anstrengend, eintönig. Zu Hause wartete dann seine Frau auf ihn. Der Gedanke machte ihn nicht fröhlicher. Seine Bierflasche war leer. Er sah auf die Uhr. Fast Mitternacht. Ein Bier würde er noch bestellen. Er tat es. Nachdem er es ausgetrunken hatte, zahlte er und ging. Er hatte keine Freunde hier, wegen derer er noch bleiben könnte. Seit Jahren kam er in die Kneipe und kannte doch niemanden. Gelegentlich dachte er an seine Kindheit zurück. Was war es doch für eine Wonne gewesen, noch nicht zu wissen, wie sein Leben aussehen würde. Alles hatte nach Abenteuer gerochen. Doch diese Einstellung hatte sich schnell geändert. Die Wünsche nach Reisen in entlegene Gegenden und Abenteuern waren geblieben, doch hatten sie sich mit der bitteren Gewissheit verbunden, dass sie unmöglich durchzuführen waren. Auch die Liebe zu Melanie hatte sich geändert. Sie war quasi Routine geworden. Ohne Aufregung und Leidenschaft. Jetzt verließ er also die Kneipe. Melanie würde schon schlafen. Sie hatte sicher nicht auf ihn gewartet. Er ging zu seinem Auto. Obwohl er angetrunken war, würde er fahren. Machte er immer so. Um die Zeit war sowieso kaum einer unterwegs. Es war eine Art der Rebellion, gegen das Gesetz zu verstoßen, ein einziger, kleiner Stoß gegen die Ketten der Gewohnheit, die sein Leben gefangen genommen hatten. Was für eine Ironie, selbst dieser Stoß erfolgt mit einer präzisen Regelmäßigkeit. Jeden Freitag Abend. Er stieg in sein Auto und fuhr los. Die Scheinwerfer erleuchteten die Straße. Wie erwartet war kein Mensch zu sehen. Eine Kurve kam auf ihn zu. Er bremste nicht. Er passierte die Kurve ohne Schwierigkeiten. Dann sah er zwei Schatten auf der Straße. Ihm stockte der Atem. Er trat das Bremspedal durch. Zu spät. Es gab einen lauten Krach, einen Schrei, dann... Stille. Das Auto stand. Der Motor war ausgegangen. Abgewürgt. Die Hände des Mannes zitterten. Er stieg aus. Ging einige Meter zurück. Da lagen die Menschen, die er überfahren hatte. Er kniete neben ihnen nieder. Ein Mann und eine Frau. Offenbar ein Pärchen. Eheringe an beiden Ringfingern. Beide blutüberströmt. Scheinbar Platzwunden an den Köpfen. Er war kein Arzt, er konnte es nicht genau beurteilen. Ein Arzt. Die beiden brauchten dringend Hilfe. Er fühlte bei beiden den Puls. Nichts. Was konnte er tun? Es war niemand zu sehen. Die beiden waren tot. Eindeutig. Kein Zweifel. Was nützte es, einen Arzt zu rufen? Nichts. Was nützte es, die

Polizei zu rufen? Er käme ins Gefängnis. Keine verlockende Vorstellung. Die beiden waren tot. Sich einsperren zu lassen, machte sie nicht wieder lebendig. Sie lagen kurz hinter einer Kurve. Wenn noch jemand hier entlang fuhr, würde er sie sicher auch überfahren. Vielleicht würde man nicht merken, dass es zwei Unfälle gab. Er wäre aus dem Schneider. Er musste hier weg. Soviel begriff sein alkoholumnebeltes Gehirn noch. Schnell. Er stieg in sein Auto. Weiterfahren, immer weiter. Er merkte von der Fahrt beinahe nichts. Er kam zu Hause an. Fuhr in die Garage. Stieg aus. Ging ins Haus. Im Doppelbett im Schlafzimmer lag Melanie. Sie atmete tief, langsam und gleichmäßig. Der Mann war erschöpft. Er fiel auf das Bett und schlief augenblicklich ein.

Es war ein Traum. Erleichtert atmete der Mann auf. Nur ein Traum. Ich habe niemanden umgebracht. Er war aufgewacht, hatte aber noch nicht die Augen geöffnet. Jetzt öffnete er sie. Stand aus dem Bett auf. Er merkte verblüfft, dass er Kleidung trug. Dann sah er rote Flecken, wo er gelegen hatte. Auf seiner Kleidung auch. Er fühlte sich, als würde er zum zweiten Mal in zwölf Stunden in einen tiefen Abgrund fallen. Seine Hände fingen wieder an zu zittern. Nein. Das kann nicht sein. Melanie schlief noch. Er rannte hinunter. Betrat die Garage. Da stand sein Auto. Der Lack war vorne zerkratzt. Beulen zeugten von dem Unfall. Der Mann sackte gegen die Wand. Verzweiflung überkam ihn. Was habe ich getan? Der Gedanke durchzuckte ihn immer wieder. Sogleich trat die Nacht immer deutlicher in Erinnerung. Hatte er wirklich keinen Puls gefühlt? Er war kein Arzt. Vielleicht hatte er sich geirrt. Vielleicht hätte er die Menschen retten können, indem er den Krankenwagen rief. Wie viel Uhr war es? Er setzte sich ins Auto. Die Uhr am Autoradio zeigte kurz vor sieben an. Er schaltete das Radio ein. Musik drang aus den Lautsprechern. Fröhlich, mitreißend. Sie schien ihn zu verhöhnen. Dann kamen die Nachrichten aus der Umgebung. Punkt sieben Uhr. Die Stimme des Nachrichtensprechers war sachlich und neutral. Doch was er sagte, löste in dem Mann eine Welle der Verzweiflung aus. Ohnmächtig verblutet. Die Worte hallten im Kopf des Mannes wieder. Fahrerflucht. Polizei ermittelt. Der Mann fasste einen Entschluss. Er sah sich um. Da war ein alter Schlauch von einem Staubsauger. Damit würde es gehen. In einem Regal an der Wand lag Klebeband. Perfekt. Er befestigte den Schlauch mit Klebeband am Auspuff, damit die Abgase durch ihn geleitet werden würden. Er öffnete die Tür auf der Beifahrerseite. Er kurbelte das Fenster ein wenig herunter. Er klemmte den Schlauch zwischen Fenster und Fensterrahmen. Er schloss die Tür. Prüfend wackelte er ein wenig am Schlauch. Die Konstruktion hielt. Er setzte sich in den Fahrersitz. Er schaltete den Motor ein. Einige Zeit lang merkte er nichts. Es fing allmählich an, im Auto zu stinken. Dann merkte er, wie er schläfrig wurde. Jetzt war es soweit. Er schloss die Augen. Sein Kopf wurde schwer. Er schlief ein. Sein Kopf fiel zur Seite. Er regte sich nicht mehr.

Melanie erwachte. Paul lag nicht neben ihr. Auf dem Bettlaken waren rote Flecken. Blut? Wahrscheinlich hatte er sich gestern irgendwie verletzt und verarztete sich jetzt selbst. Sie zog sich einen Morgenmantel an und ging hinunter ins Wohnzimmer. Paul war nirgends zu sehen. Doch da war ein Geräusch. Monoton. Es kam aus der Garage. Klang wie ein Motor. Fuhr er gerade weg? Neugierig öffnete sie die Tür, um nachzusehen.

03 - Zu früh gefreut

Günther nahm den Flaschenöffner in die Hand. Das Zischen der Bierflasche war ein wohltuendes Geräusch. Er nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Lieblingsbier und richtete seinen Blick auf die Zeitschrift, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Auf Anhieb fand er die Lösungen für zwei der Lücken des Kreuzworträtsels. Bei beiden half ihm seine

Anstellung als Lateinlehrer. Zum einem war das chemische Zeichen für Gold Au, weil die lateinische Vokabel „Aurum“ hieß und der dritte römische Kaiser hieß Caligula. Trotz diesem optimalen Start wollte die Entspannung, wie sie sich bei ihm sonst immer beim Rätseln und Bier Trinken eingestellt hatte, nicht wirklich kommen.

Vielmehr drifteten seine Gedanken wieder zurück zu dem verhängnisvollen Ereignis, welches sich eben gerade vor dem Lehrerzimmer ereignet hatte. Er hatte extra auf den Feierabend-Plausch mit seinen Kollegen, der sich manchmal richtig ziehen konnte, verzichtet, nur um Karla heute von der Arbeit abzuholen zu können. Nachdem sich Günther nur einmal kurz versichert hatte, dass er morgen keine Lehrkraft vertreten musste, wollte er eigentlich sofort hinausstürmen. Allerdings war irgendein Kollege vorher in das Zimmer hereingekommen. Da sich die Tür des Lehrerzimmers sehr langsam schloss, hatte man für einige Sekunden lang einen guten Blick auf das Geschehen auf den Gängen gehabt. Und deshalb hatte Günther gesehen, wie seine Frau den Mathelehrer Jan Seidel umarmte. Die Inbrunst, wie sie sich gegenseitig umschlungen, hatte ihn fast zum Erbrechen gebracht. Obwohl Günther dem neuen Lover seiner Frau liebend gern ins Gesicht geschlagen hätte, hatte er es nicht getan. Dieses Muskelpaket, das auch noch mindestens zwanzig Jahre jünger als Günther war, hätte ihn wahrscheinlich erst zusammengeschlagen und hätte ihn dann blutend liegen lassen, um mit Karla durchzubrennen. Das konnte Günther nicht zulassen. Trotzdem musste er Karla und ihrem neuen Geliebten diesen Verrat heimzahlen.

Nach und nach schwirrten immer bössere Gedanken durch seinen Kopf, die er entweder verwarf, oder weiterstrickte. Als sein Kreuzworträtsel schließlich bis auf eine Lücke gelöst war, hatte sich ein großer böser Gedankenklumpen in seinem Gehirn gebildet. Nun wusste er, was er machen würde.

Genauso wie Günther war Karla dem Alkohol nicht abgeneigt. Also warum sollte man eine Person erschießen, wenn man ihren Tod auf ihre schlechten Leberwerte schieben könnte? Bei der Leiche einer Trinkerin, die eine halbvolle Bierflasche in der Hand und einen leeren Kasten neben sich stehen hat, wäre die Todesursache doch auch ohne eine Obduktion, in der die hohe Konzentration an Schlafmittel im Blut festgestellt werden würde, klar. Es war ein so simpler Plan und doch idiotensicher. Außerdem hatte Günther alles, was er für sein Vorhaben benötigte, hier in seinem Haus. Das Schlafmittel war im Medizinschrank und in der Kühltruhe standen sogar drei Kasten Bier bereit. Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Um seine Genialität zu feiern, hielt er sich seine Bierflasche an den Mund und wollte sich einen weiteren Schluck genehmigen, doch er hatte sie bereits geleert. Also verließ Günther seinen Platz vor seinem Schreibtisch und ging zur Kühltruhe. Wieder bekam die Flasche den Flaschenöffner zu spüren. Wäre er nicht zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich in Gedanken selbst auf die Schulter zu klopfen, hätte Günther vielleicht bemerkt, dass sich der Kronenkorken verdächtig leicht vom Flaschenhals lösen ließ. Ihm wäre es fast so vorgekommen, als wäre die Flasche schon einmal geöffnet worden, doch er trank die braune Flüssigkeit ohne zu zögern. Eiskalt lief sie seinen Hals hinunter. Es war ein wunderbares Gefühl.

Nun widmete sich Günther wieder seiner Zeitschrift mit dem Kreuzworträtsel. Er spürte förmlich wie ihm das Wort auf der Zunge lag. Doch wie sehr er seinen Kopf auch anstrengte, das Wort mit acht Buchstaben, von dem der dritte ein F war, wollte ihm nicht einfallen. Dann wurde ihm auch noch schwindlig. Zunächst nahm Günther an, dass er sich zu sehr angestrengt hatte, doch der Schwindel wollte nicht verschwinden. Im Todeskampf schien es, als könnte sein Gehirn völlig uneingeschränkt arbeiten. Und als Günther die vielen leeren Bierflaschen rund um seinen Platz bemerkte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Das ihm so lange unbekannt gebliebene Wort und der niederträchtige Plan von Karla waren ihm auf einmal vollkommen klar. Die gesuchte, meist von Frauen bevorzugte, Tötungsmethode und seine zukünftige Todesursache war der Giftmord.

04 - The last song

*(dt: Das letzte Lied)

Lyrics: "Euterpe" aus dem Anime Guilty Crown. Englische Cover von Amanda Lee.

Der Geruch von abgestandener Luft, vermischt mit dem aufdringlichen Duft von Putzmitteln. Aufgewirbelter Staub, der in den Sonnenstrahlen tanzte. Der dreckige Boden, von einer dichten Staubschicht bedeckt, in der nur ihre Fußspuren zu erkennen waren. Und dieses bedrückende Gefühl von Einsamkeit.

Das Zimmer wirkte wie ein Loch in der Zeit, unberührt von deren Lauf. Es schien nicht in diesem Universum zu existieren. Die dunkelbraunen Wände rückten dichter und dichter zusammen, verschlossen sich vor der Welt dort draußen. Und die Fenster, deren Scheiben milchig trüb waren, ließen keinen Blick nach außen erlauben. Selbst das Sonnenlicht, mühsam in diese Einsamkeit gekämpft, schien blasser.

Das Leben war hier vergilbt.

Und doch.

Mitten auf dem Fensterbrett, in das Licht der Sonne gerückt, stand eine schneeweiße, schlanke Vase, inmitten von Schmutz und Verlassenheit. In ihrem Bauch befanden sich hohe, anmutig aussehende Blumen. Sie hielten sich stolz aufrecht, schien auch alles andere bereits vom Leben verlassen. Ihre gelben Blüten reckten sich dem spärlichen Sonnenlicht entgegen. Und dann begann sich die Melodie in das Zimmer einzunisten. Zuerst voller Zögern, als erwartete sie, plötzlich verstummen zu müssen. Doch mit jeder Note wurde sie fester, selbstbewusster und begann schließlich, ein unsichtbares Band um die Blumen zu winden. Und dann formten sich aus den Lauten Worte. Worte, die voller Traurigkeit und Trauer, und zugleich doch auch voller Hoffnung waren.

>>Wild flower blossoming

I beg of you tell me this so I know too

Why do people fight?

They all act as if it's right

Don't they know

That's no

Way to live<<

Das Lied stand aufrecht wie ein Soldat in der Leblosigkeit. Gesungen wurde es von einem Mädchen, welches, in ein paar Schritten Entfernung zum Fensterbrett, auf dem Boden hockte. Inmitten von Staub und Schmutz saß es da, vollkommen ruhig. Ihr weißblondes Haar fiel ihr bis auf die Schultern, die nackt waren. Sie trug lediglich ein gelbes Kleid, dessen Farbe mit der der Blumen harmonierte, und ihre Füße waren nackt.

Ihre klare Stimme war im gesamten Waisenhaus zu hören. Und in den Gängen blieb man stehen, wenn man ihre Stimme hörte und lauschte ihrem Lied. Ein Lied über den Verlust und die Unwissenheit der Menschen, über Wildblumen und Traurigkeit.

Und in allen Augen der Zuhörer traten Tränen hervor. Doch niemand schämte sich für sie.

Diese Tränen zeigten stumm, dass sie den Verlust des Mädchens bedauerten.

Und zeitgleich auch alle anderen Opfer, die sie auf sich genommen hatte, im Kampf gegen Kira.

Doch niemand von ihnen betrat das Zimmer, um der Sängerin zu zeigen, dass sie ihren Schmerz teilten. Denn sie wollten ihre selbstgewählte Einsamkeit nicht stören. Sie wussten alle, dass dies vielleicht das letzte Mal sein würde, dass sie ihre Stimme hörten.

Es war ihr Abschiedsgeschenk.

>> Valiant flower blossoming
What can you see?
When ...you look down on me
Why can't people say
That they're sorry for the way
That they fought
I thought
We once could<<

Dem Mädchen liefen Tränen über das blasse Gesicht. Dennoch unterbrach sie das Lied nicht, keinen einzigen Augenblick lang. Dies war sie ihm schuldig.

„Kämpfe, bleib aufrecht bis zum letzten Moment. Versprich es mir.“

Sie hatte es ihm versprochen, damals, als er totenbleich in ihren Armen gelegen hatte und sich seine schwarzen Irden langsam für immer verschlossen hatten. Sie erinnerte sich. Jeder Blick war in ihr Herz gebrannt.

Diese Momente hatte sie bei sich getragen, schützend vor der Welt versteckt. Und hatte sie dann zurück in seine und ihre Heimat mitgenommen, um sie dort ein letztes Mal betrachten zu können.

Und nun war es an der Zeit. Zeit, auch diese letzten Erinnerungen zu begraben.

Ihre Stimme schwoll an, ein Aufbäumen. Zeitgleich begann ihr Herzschlag auszusetzen.

Das Mädchen zuckte, doch ihr Lied verstummte nicht.

>>When the sky has cleared
And rains have passed
I still won't forget the past
You are not alone on your own
I remember you back then
Trembling in front of me
Crying deep inside silently <<

Sie hätte Angst haben müssen. Aber da war keine. Nur die Gewissheit, dass es nun soweit war. Und der Schmerz damit vielleicht gehen würde, bis sie ihn wiederfand. In einem anderen Leben. Einem anderen Körper.

Ihr Blick fiel auf die Blumen. Es waren Sonnenblumen.

Er hatte sie immer geliebt. Oft hatte er diese Worte nicht gebraucht, doch in jedem Blick, jeder seiner Gesten, die ihr gegolten hatten, hatte seine Liebe zu ihr gestanden. Das hatte ihr genügt. Der Gedanke, dass er sie liebte, war so viel mehr wert gewesen als alles andere.

Erneut stockte ihr Herzschlag. Es schmerzte. Doch sie fokussierte ihren Blick auf die Blumen und sang. Sie wollte ihm zeigen, dass sie sich nicht einfach von der Welt tilgen ließ wie ein Fleck auf einem sauberen Tisch.

Wenn er ihn schon damals getötet hatte, dann sollte er wissen, dass sie aus demselben Holz geschnitzt waren. Sie war nicht er. Aber auch kein Opfer.

Sie war eine Kämpferin.

>>When you see loved ones withering
What do you do with your remaining time
When your leaves can't speak a word
And your thoughts cannot be heard
How do you convey your love<<

Die Melodie pulsierte. Sie begann sich, vollkommen unsichtbar für die Augen des Mädchens, in dem Zimmer abzusetzen; sie nistete sich in dem Staub ein, in den milchigen Fensterscheiben und in den dunklen Holzmöbeln. Und sie vereinigte sich mit den sonnen gelben Blüten der Sonnenblumen. Einen kurzen Moment lang bewegten sich die Köpfe, wie in einer unsichtbaren Brise, dann waren sie wieder still.
Die Sängerin lächelte.
Ihr blieben nur noch Sekunden, doch dass reichte, um das Lied zu einem Ende zu bringen.

>>When the summer's sun is hiding and
Winds are harsh against our backs
Everything seems to overlap

I'll sing in your memory
All the times you've spent with me
We've lost your name but I'll sing for you<<

Und mit der letzten Strophe fiel das Mädchen. Wie in Zeitlupe taumelte es, nur, um dann zu Boden zu sinken. Und in dieser Sekunde, als ihr Gesicht den Boden erreichte, blieb ihr Herz stehen.

Auf ewig.

Die Stille wollte sich über das Zimmer senken, wie es auch schon vor dem Auftauchen des Mädchens getan hatte. Doch das Lied hallte in dem Zimmer, wie ein letztes Echo der Seele.
„Wild flower blossoming...“

In der Hand der Sängerin lag ein kleines, goldenes Medaillon. Als es mit ihr zusammen zu Boden gegangen war, hatte sich der Verschluss geöffnet und der Deckel war aufgeklappt. Ihr letzter Blick musste auf dem kleinen Foto gelegen haben.

Es war ein Foto von dem Mädchen und einem schwarzhaarigen, blassen jungen Mann. Er hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt, beide lächelten in die Kamera. Im Hintergrund waren die gelben Blütenköpfe der Sonnenblumen zusehen.

Es war ein Bild voller Liebe, Treue und Glück.

Es war das letzte Bild, welches das Mädchen gesehen haben musste in ihrem Leben.

>> Valiant flower blossoming
What can you see?
When ...you look down on me
Why can't people say
That they're sorry for the way
That they fought
I thought
We once could<<

05 - A Summer Breeze Of Happiness

*(dt: Eine Sommerbrise des Glückes)

Fandom : Manga Half & Half von Seo Kouji aus dem Jahre 1996

Yuuki lag regungslos in ihrem Bett, die Decke eng um sich geschlungen obwohl ihr überhaupt nicht kalt war. Nein, eigentlich war ihr unglaublich warm, denn ihre Augen fixierten ihn,

Shin-Ichi, ihre zweite Hälfte. Im wahrsten Sinne des Wortes: eine Woche war es erst her, dass sie beide gestorben und ihnen 7 weitere Tage geschenkt worden waren, in denen sie entscheiden mussten wer weiterleben durfte. Deshalb teilten er und sie sich alles: Gedanken, Schmerzen, Emotionen, ja sogar eine Seele. Doch obwohl diese Zeit so kurz und im Angesicht eines gesamten Menschenlebens fast nichtig schien, so war sie erfüllt von Glück selbst für ein Leben nach dem Tod. Yuuki liebte Shin-Ichi von ganzem Herzen, daran bestand für sie nicht der geringste Zweifel. Er war alles, wovon sie immer geträumt hatte und sie wusste mit Bestimmtheit, dass auch er sie liebte. Fast schien ihr alles so surreal, doch es war greifbar und unfassbar schön.

Sie war dankbar für die Chance, die sie erhalten hatte. Sie hatte die Möglichkeit erlangt, ihren größten Traum wahr werden zu lassen, trotz ihrer Krankheit, die ihr nur ein weiteres halbes Jahr auf dieser Welt zugelassen hätte. Sie war aus dem Krankenhaus ausgebrochen in dem Wissen, dass sie im Bett liegend nie erfahren würde, wonach sie sich schon immer gesehnt hatte. Letztlich war sie gestorben und jetzt, wo sie in diesem Bett lag, glücklich und den schlafenden Mann musternd, den sie auf der Welt am allermeisten liebte, fühlte sie keine Reue. Doch sie wusste auch, dass ihre gemeinsame Zeit nur von kurzer Dauer war und der Tod schon in wenigen Stunden einen von ihnen beiden unweigerlich ereilen würde. Yuuki wusste genau, was zu tun war.

„Ich fände es nicht schlimm, für sie zu sterben.“, war der Gedanke, den Shin-Ichi unfreiwillig mit ihr nach dem gemeinsamen Abendessen geteilt hatte. Es hatte ihm wieder fantastisch geschmeckt, das konnte er nicht verheimlichen. Allerdings war es ihr nicht möglich zu entscheiden, ob sie froh oder traurig sein sollte bei dem Gedanken, dass er für sie in den Tod gehen würde. Zur selben Zeit wusste sie jedoch auch, dass sie es in jedem Fall nicht zulassen konnte. Er würde nicht sterben, denn er hatte ein langes und glückliches Leben verdient. Und daher würde sie für ihn ihre Seele aufgeben. Vorher jedoch wollte sie die letzten Momente ihres restlichen Lebens in vollen Zügen genießen. Den bevorstehenden Tod ignorierte sie für den Moment. Es brachte ihr ja nichts. Daher war an Schlaf nicht zu denken. Langsam richtete sie sich aus dem Bett auf und näherte sich Shin-Ichi mit bedächtigen Schritten. Er war auf seinem Stuhl eingeschlafen und atmete ruhig ein und aus. Nicht einmal seine Brille hatte er abgenommen. So friedlich wie er da saß, wirkte er als könnte ihn kein Unheil dieser Welt ereilen und Yuuki wusste, dass dem natürlich nicht so war. „So wirst du dir noch eine Erkältung einfangen, Dummerchen.“, seufzte sie und strich ihm vorsichtig eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Eigentlich hatte sie sich fest vorgenommen, ihn zu wecken und ihm von ihrem Vorhaben zu erzählen, doch als sie aus dem Augenwinkel das Bild bemerkte, welches er von ihr gemalt hatte und sie es sich nun genau anschauen konnte, war das nicht mehr möglich. Es hatte ihr wie ein Sturm jegliches Selbstvertrauen aus dem Körper getrieben. „Scheint, als ob du es doch fertiggestellt hast“, flüsterte sie und fasste einen neuen Entschluss. Ihre Beine trugen sie so leise wie möglich zum Schreibtisch, auf dem Papier und ein Briefumschlag ruhten. Ihre Hand ergriff einen Füller und sie begann, ihm ihre Geschichte zu erzählen und alles zu schreiben, was sie für ihn empfand. Verlor sie dabei den Mut, so reichte ein kurzer Blick in sein schlafendes Gesicht, um ihr die Kraft zu geben, den Brief mit einem Lächeln zu beenden. Wenn er ihn las, würde er alles verstehen. Er würde von ihrer Krankheit erfahren und von ihrem größten Traum, sofern er ihn nicht schon längst erahnt hatte.

Der Stift glitt geschmeidig über das Blatt und formte ohne langes Überlegen die Worte, die sie ihm unbedingt vermitteln wollte. Wie einfach es doch war, Dinge zu schreiben, sobald sie aus dem tiefsten Herzen sprudelten wie ein Wasserfall. Ein Wasserfall, unter dem er hoffentlich nicht zusammenbrechen würde. Yuuki faltete das Blatt und legte es sorgfältig auf dem Schreibtisch ab, bevor sie schließlich zu ihrem Liebsten ging und ihn ein allerletztes Mal verträumt bestaunte. Auch wenn er für andere Menschen nichts Besonderes war, so war er für sie einfach perfekt und bewundernswert. Shin-Ichi war das für sie, wonach so viele Andere ihr Leben lang suchten. Sie war sich sicher, dass nur er es sein konnte, denn er war derjenige,

den sie über alles liebte. Er war ihr größter Traum. Yuuki beugte sich zu ihm und küsste zärtlich seine Wange. „Ich danke dir, Shin-Ichi. Bitte erfülle dir alle deine Träume, so wie du mir meinen größten Traum erfüllt hast.“, hauchte sie in sein Ohr und lächelte ihn an in der Hoffnung, dass sie dieses letzte Gefühl mit ihm teilen und er es für immer in seinem Herzen bewahren könnte.

Noch ein letztes Mal strich sie ihm vorsichtig durch das dunkle Haar, begutachtete ein letztes Mal seine Stupsnase und hörte ihm ein letztes Mal genau beim Atmen zu, bevor sie fast ehrfürchtig vor dem Bild erstarnte, in das Shin-Ichi sein ganzes Herz gesteckt hatte. Sie musste sich nicht mehr wünschen, irgendwelche letzten Worte direkt aus seinem Mund zu hören, denn alles was er fühlte und ihr in langen Sätzen hätte sagen können, hatte er ihr auch so übermittelt, nur durch seinen Pinsel. Er liebte sie, genauso sehr wie sie ihn. Ihre blonden Haare, ihr ansteckendes Lachen, ihre zarte Haut, er hatte einfach alles eingefangen in diesem Gemälde und es war für die Ewigkeit gemacht. Sie würde in diesem Bild und in Shin-Ichis Erinnerungen weiterleben, auf eine ganz eigene Art und Weise.

Vorsichtig wischte sie sich eine Träne aus dem Auge, schloss ihre Hände zum Gebet und sprach leise die Worte vor sich her, die sie von ihrer großen Liebe trennen würden. „Ich weiß, dass du mich hören kannst, Gott. Ich bin nun bereit, meine Hälfte der Seele an Shin-Ichi abzugeben. Ich danke dir für die Chance, die du mir gegeben hast. Ich habe nun alles gefunden, was ich jemals wollte. Ich habe eine Woche Zeit mit der Person verbracht, die ich über alles liebe. Nun kann ich ohne Reue gehen.“ Sie wartete. Der Raum war still, doch sie wusste, dass er sie erhört hatte. „Bist du dir sicher?“, hallte eine laute Stimme in ihrem Kopf wider und im Gegensatz zu ihren Selbstzweifeln zuvor zögerte sie nun keinen Moment. „Ja.“ „So sei es. Deine Hälfte der Seele wird nun an ihn übergehen.“, ertönte es ein zweites Mal als Yuuki eine enorme Leichtigkeit ergriff, als schwebte sie im Raum. „Danke.“, sagte sie und fühlte, wie ihre Seele langsam ihren Körper verließ. Die junge Frau war dennoch nicht traurig, ganz im Gegenteil. Sie war froh, dass ihre und seine Seele Eins werden würden. So würde sie bei ihm sein können, für immer und ewig, obwohl er es vielleicht gar nicht wissen würde. Nicht einmal der Tod würde sie davon abhalten, ein Teil von ihm zu sein und mit ihm gemeinsam seinen Traum zu leben, denn ihre Seele gehörte ganz allein ihm und seine ihr. Sie würden sich erst im Leben nach dem Tod wiedersehen, doch so lange konnte sie warten. Ihre Liebe war einer Sommerbrise gleich: rein und unverfälscht, doch nur kurz vorbeigeweht, aber ihre Wärme würde viele Sommer überstehen.

Mit der aufgehenden Sonne war der Moment für ihre letzten Worte nach 7 Tagen endlich gekommen, auch wenn er sie nicht hören würde. „Schlaf gut. Ich liebe dich, Shin-Ichi.“

06 - Das ewige Versprechen

Fandom: Digimon

Welch ein Morgen! Die Strahlen der aufgehenden Sonne schienen auf mein noch im Schlaf gefangenem Gesicht und erhellten mein Zimmer, das ich mit meiner kleinen Schwester Kari teilen durfte. Während Kari noch schlief, stand ich schon am Fenster und beobachtete die Sonne, die wie jeden Morgen die Nacht verschwinden ließ. Die Morgenröte sah atemberaubend aus, sie färbte den Himmel in der Farbe, die ambivalente Gefühle bei den Menschen erweckte. Während die einen das Rote mit der Liebe assoziierten, die jedem Menschen Geborgenheit und Freude brachte, sehen die anderen darin eine Aggressivität, die langsam in ihr Inneres drang und ihren Körper mit Wut füllte. Für mich überwog jedoch der positive Aspekt. Warum? Nun ja... Dieses Schauspiel, das die Natur uns Menschen geschenkt hatte, sollte nicht von negativen Emotionen geprägt sein, zumal es doch etwas so Wunderschönes war, das nur an wenigen Tagen im Jahr seine volle Pracht ausleben konnte. Die Sonne, in rot gehüllt, verdrängte durch ihre Strahlen das kalte Blau des Himmels und

hüllte es in Wärme. Hach, wenn nur jeder Mensch einmal im Leben diesen Augenblick der Idylle erleben könnte, so wie ich es tat.

Unterdessen schien meine kleine Schwester aus dem Schlaf zu erwachen, so dass ich jenen Augenblick mit ihr gemeinsam genießen könnte. Wie friedlich sie doch aussah. Ein Kind, das noch sein Leben vor sich hatte und es mit all seinen Schattenseiten annehmen und bewältigen musste. Ich ging mit leisen Schritten auf ihr Bett zu und kniete mich vor dieses hin, um sie nicht zu erschrecken. Aus der Nähe ähnelte sie einem Engel, der von all seinen Wohltaten, die er an den Tag brachte, seine Ruhe nahm. "Kari", flüsterte ich und fasste ihre Linke sanft, "Zeit, aufzustehen." "T-T-Tai", sprach sie mit ruhiger Stimme und rieb sich ihr Auge, "ist es schon so spät?" So spät war es natürlich nicht, aber sollte sie nicht am Naturereignis teilhaben? "Kari", antwortete ich, "ich möchte dir etwas zeigen. Komm' mit." Sie nickte gähmend. Ich griff ihre Hand ein Stückchen fester und zog sie leicht gen Fenster. "Tai, was zerrst du mich denn so?" Ich war verblüfft. Ich zerrte sie wenn überhaupt nur kaum, ich half ihr doch nur mit leichtem Ziehen aufzustehen. "Aber Kari, ich zerr' dich doch gar nicht. Ich..." Ich unterbrach mich, denn sie hatte recht. Irgendetwas baute Gegendruck auf. Ihre Trägheit hielt sie nicht im Bett, zumal sie mir zugesichert hatte, dass sie mit mir kommen würde. Was war das nur? Verwirrt schaute ich an meiner Schwester vorbei und sah, dass ein weißer Handschuh sie an ihrer anderen Hand in die entgegengesetzte Richtung riss. "Kari! Pass' auf!", schrie ich und versuchte sie aus den Fängen zu befreien. "Tai, hilf mir!" Sie wehrte sich vehement gegen das fremde Objekt. Ich spürte ihre Angst, die in ihrem Herzen wuchs. Eine dunkle Macht schien ihr Unheil zu treiben. Eine Macht, erfüllt von Hass und Boshaftigkeit. "Lass bloß nicht meine Hand los!", rief ich energisch und bündelte meine Kräfte, in der Hoffnung genügend Widerstand leisten zu können. Jedoch schien die dunkle Macht sich auszubreiten, zumal plötzlich ein schwarzes Loch erschien, aus dem der Handschuh herausragte, und sog uns beide hinein. Wir beide stießen Schreie der Angst, des Schmerzes und des Leids aus.

Wir waren in einem Raum voller Finsternis. Alles um uns herum war pechschwarz. Kaum war es uns möglich, die eigene Hand vor Augen zu sehen oder gar etwas anderes zu erblicken. Dennoch spürte ich, dass Kari in meiner Nähe war und ich sie noch an der Hand hielt. "Kari!", rief ich besorgt, "geht es dir gut?" Sie antwortete leise: "Ja, aber... Wo sind wir hier?" Eine berechnete Frage, die ich nur schwer beantworten konnte. Wo waren wir hier nur? Mein Herz pochte, es schlug schnell. Ich hatte Angst, gefangen in einem leeren, von Dunkelheit erfüllten Raum, allein, nur wir beide... "Ich habe Angst, Tai...", sagte Kari mit weinerlicher Stimme zu mir. Ihre Hand begann zu zittern. Ich durfte keine Angst haben, denn ich als ihr großer Bruder bin dafür verantwortlich, dass ihr nichts zustieß. Ich musste ihr die Angst nehmen. "Ach, Kari...", flüsterte ich und nahm sie ihn den Arm, "fürchte dich nicht. Ich bin bei dir und werde dich beschützen. Das verspreche ich dir." Ein Gefühl von Geborgenheit erfüllte mich und ließ mich für einen Augenblick unsere missliche Lage vergessen.

"Ach, wie rührend das doch ist! Das nenne ich mal wahre Liebe unter Geschwistern. Das verdient einen Applaus!", spottete eine düstere Gestalt zynisch und klatschte in die Hände. Es unterbrach den wohlthuenden Moment abrupt. Dieses Klatschen, diese Stimme... Ich kannte sie. Ich kannte sie ganz genau. Ich hatte sie schon einmal gehört. "Na? Erkennt ihr mich wieder?" Licht fiel wie Scheinwerfer von oben auf den Feind ein. Mein Herz schien still zu stehen, mein Atem stockte. Es war... Ich konnte es nicht glauben. Es war Piedmon, das bösartigste Digimon unter den vier Meistern der Dunkelheit. Aber... Hatten wir es nicht vernichtet? Hatten wir es einst nicht besiegt und in eine andere Welt verbannt, für alle Ewigkeit? Wie konnte es nur überleben? Wie war das möglich? "Wie ich sehe, freut ihr euch sehr, mich wiederzusehen, nicht wahr? Die Freude ist ganz meinerseits. Wie viel Zeit doch

vergangen ist seit unserem letzten Treffen..." Ich schaute Kari an, deren Gesicht von Fassungslosigkeit gezeichnet war. "Wie..." Ich schluckte und versuchte es ein zweites Mal: "Wie kann es sein, dass du noch lebst?" Es brach im teuflischen Lachen aus. "Haha, ihr Digiritter seid nicht die Hellsten in der Welt, stimmt's? Habt ihr ernsthaft geglaubt, dass ihr mich, Piedmon, einfach so ausschalten haben könntet? Ihr seid ja so naiv... Ich habe eine lange Zeit gebraucht, bis ich aus der Welt entfliehen konnte, in der ihr mich verbannt habt. Eine sehr lange Zeit, in der ich meine dunklen Kräfte ausgebaut, meine Rachepläne geschmiedet und meine Wut gesammelt habe. Eigentlich müsste ich euch dankbar sein, weil ich durch euch stärker geworden bin, als ich jemals gewesen bin. Danke." Es trat langsam näher mit einem hämischen Grinsen im Gesicht. Die Schritte hallten im ganzen Raum und wurden lauter, immer lauter. "Zum Dank", so sprach es, "werde ich euch töten." Es kam immer näher auf uns zu. Was sollten wir nur tun? Unsere Digimon waren nicht hier. Wir waren ganz auf uns allein gestellt. War es uns überhaupt möglich, ein weiteres Mal gegen Piedmon, das jetzt noch stärker geworden ist, zu triumphieren?

Wir... Wir durften nicht aufgeben. Ich durfte nicht zulassen, dass Kari etwas zustößt. Ich musste sie beschützen. "Tai," fragte sie verängstigt und stotternd, "was... was sollen wir t-t-tun?" Piedmon war nur noch wenige Meter von uns entfernt und nichts war in der Nähe, was uns helfen konnte. "Kari, wir... wir... wir werden es schaffen. Glaub' daran. Wir werden es schaffen. So wie damals. Wir schaffen es." Mein Herz schlug schneller denn je und war erfüllt von Mut, Angst und Kraft zugleich. Selbstbewusst blickte ich Piedmon in die Augen und stellte mich vor Kari. "Piedmon," schrie ich, "du wirst Kari nichts antun! Hast du gehört! Wir werden dir das Handwerk legen!" Ich breitete meine Arme aus und wies Kari nach hinten. "Aber Tai...", hörte ich, wie sie in sich hineinmurmelte. "Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde dich beschützen", beteuerte ich, den Kopf zu ihr gedreht. "Wie wollt ihr mich denn aufhalten? Ohne Digimon seid ihr machtlos? Stell' dich ruhig freiwillig, Kleiner, dann wirst du als Erster daran glauben müssen!" Wir standen uns nun von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Der Meister der Dunkelheit und ich, der Digiritter mit dem Wappen des Mutes. "Tai, tue es nicht!", schrie Kari auf und wollte nach vorne weichen. "Kari, du bleibst, wo du bist", wies ich meine kleine Schwester zurecht, damit sie sich nicht in noch größere Gefahr begab. Was sollte ich nur tun? Ich gab die Hoffnung nicht auf. Ich durfte nicht. Nein. Unterdessen zog Piedmon seine Trumpfkarte, warf einen Dolch in meine Seite und sagte selbstsicher: "Das war's."

Es hatte mich getroffen. Mitten ins Herz. Meine Atemzüge stockten und ich verlor mein Gleichgewicht. "Taaaaaaaai", schrie Kari mit Tränen im Gesicht und fing mich in ihren Armen auf. "Tai, du bist so... Warum hast du das geht? Warum? Warum nur?" Sie kam aus dem Weinen nicht mehr heraus. Es war vorbei. Für mich. Es war an der Zeit zu gehen. Aber Krai würde überleben, das wusste ich. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen und strich ihr die Tränen aus dem Gesicht. "Kari... Weine nicht..." Meine Beine begannen sich aufzulösen. Mit geschwächter Stimme versuchte ich meine letzten Sätze zu formulieren: "Du... musst jetzt stark bleiben..." Meine Atemzüge wurden schwerer und langsamer. "Ich habe dir... versprochen... dich immer... zu beschützen..." Piedmon schien seinen nächsten Angriff vorzubereiten. "Auch... wenn ich... nicht mehr lebe... bleibe ich dennoch... immer ein Teil von dir... Versprich mir... dass du... Piedmon... besiegst... Ja...?" Kari nickte und begann zu leuchten. "Das Licht... wird... der Dunkelheit... niemals... unterliegen... Ich... bleib.. bei... dir.. für... im.... mer..." Ich schenkte meiner Schwester ein letztes Lächeln und verschwand guten Gewissens. Denn der Engel des Lichts trug nun Mut in sich.

07 - Schlussgetaumel

Neugierig pickte ein schwarzer Vogel ein Stück Fleisch aus dem Bauch einer am Boden liegenden Gestalt.

»Hau ab!«, rief die junge Frau sofort und scheuchte die Krähe von sich. Lange, dünne Gliedmaßen streckten sich aus ihrem von Fäulnis übersäten Oberkörper heraus, während sich die blaue, ledrige Haut angestrengt über die baren Knochen zerrte. Eher wie ein Flickenteppich denn wie ein Mensch wirkte die sich nun aufrichtende Statur und humpelte kraftlos und unkontrolliert ein paar Schritte durch den Wald. Ungeduldig flatterte der Vogel wieder zum Mädchen zurück, das einen Arm ausstreckte und ihn darauf landen ließ.

»Du bist wohl hungrig«, flüsterte sie ihm mit einer gluckernden Stimme entgegen. »Aber ich muss noch etwas erledigen. Leider war ich zu unvorsichtig, und jetzt ... Naja, möchtest du mir nicht bei meiner Aufgabe helfen?!«

Der Vogel ließ ein Krähen ertönen, dann zwickte er nach einem ihrer dünnen Finger.

»Hey!«, rief sie empört, schüttelte das Tier ab und setzte streng hinzu: »Noch nicht, kleines Freundchen!«

Währenddessen stakste sie durch das unebene Dickicht und ließ die Krähe mit lauten Rufen in die Baumkronen fliegen.

»Komm bald wieder«, gurgelte sie und mied sorgfältig die Sonnenstrahlen, die sich stellenweise unbändig auf den Waldboden stürzten. Inmitten des Vogelgezwitschers lief sie voran, suchte mit ihren milchigen Augen aufmerksam die Umgebung ab und stürzte wegen ihres taumelhaften Gangs regelmäßig um. Irgendwann stieß sie auf einen breiten Waldweg und machte sich zielstrebig aber ineffizient daran, ihn zu beschreiten. Je weiter sie lief, desto lauter erklangen die Rufe über ihr, denn mittlerweile zog ein ganzer Schwarm Krähen seine Kreise im Himmel und sie spürte die hungrigen Blicke der Vögel hinabgleiten.

»Was zum ...«, keuchte unvermittelt eine kindliche, schreckerfüllte Stimme aus unmittelbarer Nähe. »Du bist ein Zombiemädchen!«, schrie ihr ein Junge, dessen Alter vielleicht zehn Jahre betrug, vom Wegesrand aus entgegen. Indes stolperte er einen Schritt zurück und kramte hastig in seiner breiten Tasche.

Die faulende Gestalt grinste ihn an und baumelte mit erhobenen Armen auf ihn zu.

»Halt!«, schrie er und zog einen kleinen Stoffbeutel hervor, »Ah, endlich, das Salz!«

Aus dem Mund des Zombies blubberte ein lautes aber undeutliches »Kein Salz, bitte!« hervor und sie blieb stehen. »Was machst du hier draußen?«, fragte sie erbost. »Es ist gefährlich. Geh lieber nach Hause.«

Der Junge hielt inne und blickte sie misstrauisch an, während das Mädchen streng zurückschaute. »Ich bin auf dem Weg nach Hause«, antwortete er dann schuldbewusst. »Und was machst du? Wie heißt du? Zombies sollten eigentlich willenlos umhergeistern und Menschen essen!«

»Das tun nur die unhöflichen«, gab sie zurück. »Ich muss eine Aufgabe erledigen. Ich bin Abenteurerin und auf der Suche nach etwas sehr Wichtigem.«

»Du meinst einen Schatz?! Bin dabei! Ich heiße Sun«, rief der Junge aufgeregt und lachte laut. Er schwang seinen dicken Rucksack hinter sich und lief weiter an der Seite der humpelnden Gestalt. Sein Blick glitt über ihre ramponierte, zerfetzte Kleidung, vorbei an den mittlerweile zu großen Teilen ausgefallenen Haaren, den tiefen Augenhöhlen und den fehlenden Stücken Fleisches in ihrem bläulich-grünen Körper. »Ich habe noch nie einen Zombie so nahe gesehen!«, stellte Sun erstaunt fest. »Dafür, dass du einer bist, siehst du allerdings echt gut aus!«

Sie rollte genervt mit den Augen. »Zu Lebzeiten habe ich definitiv bessere Komplimente gehört.«

»Wie lange bist du denn schon ein Zombie? Was für einen Schatz suchst du? Und warum flattern so viele Krähen über unseren Köpfen?«

»Man stellt fremden Menschen nicht so viele Fragen, Sun«, tadelte ihn das Zombiemädchen. Dann bemerkte sie, wie er mit einem Stock in ihrer Hüfte herumstocherte, sodass ein Stück Fleisch hinabplatschte. Verärgert bückte sie sich und stopfte es zurück. »Fass mich doch nicht an!«

»Hab' ich gar nicht! Ist alles an dir herausnehmbar?!«, fragte er mit naiver Stimme weiter und grinste das faulende Wesen fasziniert an. Zur Verdeutlichung schlug sie sich auf den Hinterkopf, fing das herausfallende Auge auf und hielt es ihm hin. Angewidert suchte Sun Abstand.

Die Krähen über ihren Köpfen zogen langsam immer engere Kreise, während sich die zwei unterhielten und den Waldpfad beschritten. Regelmäßig schaute sich das Mädchen um und blickte aufmerksam in die Ferne, zeigte gelegentlich auch eine besorgte Mimik.

»Sind hier noch andere Zombies?«

»Ja, hier überall. Der Wald ist verseucht«, antwortete sie.

»Heißt das, sie könnten kommen und uns holen?«, fragte Sun ein wenig verunsichert und blickte sich unruhig um.

Seine Begleiterin zeigte nach oben. »Zombies haben Angst vor Krähen. Die fressen sie nämlich auf! Und das, ohne um Erlaubnis zu bitten.«

»Aber dich nicht?«

»Ich denke doch. Vermutlich warten sie, bis ich umfalle!«, lachte sie klackernd und man hörte, wie dabei Teile ihrer Kehle herumpurzelten.

»Keine Sorge, holde Zombiedame! Ich werde Euch beschützen!«

Sun zog ein kleines Holzschwert aus seinem Gürtel, rannte damit umher und begann von Schätzen zu singen. Die Untote beobachtete ihn lächelnd, studierte seine hellblauen Augen, die blasse, dünne Haut und sein fröhliches Gesicht. Schließlich verdeutlichte seine Mimik, dass ihm wieder ein Gedanke gekommen war.

»Sag, wie wird man zum Zombie?«, fragte er und äffte stümpferhaft ihre Bewegungsart nach.

»Oh, da gibt es verschiedene Wege. Wenn ein Zombie versucht, dich zum Mittag zu verspeisen zum Beispiel. Das schickt sich aber nicht. Oder wenn sie dich küssen. Das schickt sich schon eher.«

»Und wie war das bei dir?«

»Naja«, flüsterte sie und schaute Sun vielsagend an, »einer von ihnen hat ein Auge auf mich geworfen!«

»Ich bin gerne kein Zombie«, verlautbarte Sun ehrlich, »es ist schön, dass du mich nicht mit Augen bewirfst. Du bist wirklich nett für eine Halbtote!«

»Achja?! Du bist nicht besonders nett für einen Menschen!«, rief sie zurück, offenbar verärgert. »Immer diese Vorurteile. Lass dich nicht von so etwas leiten, hörst du!?«

Er nickte schüchtern. Sie liefen eine lange Zeit nebeneinander her, während die Untote die Fragen des Kindes in großzügiger Weise beantwortete und ihm Lebenstipps gab.

»Sei nie frech zu deiner Mutter«, belehrte sie ihn eingehend, »Du musst sie respektieren. Und steck alle Kraft in deine Ziele! Nur so kannst du sie erreichen.«

»Du klingst wie eine alte Lehrerin«, gähnte Sun. »Macht dich eigentlich etwas traurig?« Ein stilles Wehklagen huschte über das Gesicht des faulen Mädchens. »Ich finde, du solltest gut zuhören, was ich zu sagen habe!«, überspielte sie es. »Du wirst dich sicher nicht so bald wieder mit einem Zombiemädchen unterhalten können!«

»Ja ...«, stimmte er ihr halb zu, doch der Widerspruch erklang bereits in seiner Stimme wie die Krähen in ihren Ohren.

»Höre ich da etwa Schuldbewusstsein?!«, rief sie scharf und sah ihm direkt in die Augen. Er druckte um ihren Blick herum.

»Ich bin schon viel zu lange von Zuhause weg, tagelang!«, erklärte er kleinlaut. »Hoffentlich sucht nicht schon jemand nach mir. Ich kriege bestimmt Ärger! Und es wird dunkel.«

»Das stimmt«, verlautbarte die Untote streng. »Du solltest schnell nach Hause. Ich kann meinen Kram ohnehin nicht abschließen, solange du da bist! Sag, wieso bist du nicht schon früher zurückgekehrt?«

Er blickte auf den Boden. »Ich war wütend. Meine Schwester ... sie ist oft mürrisch und weiß vieles besser. Das hat mich geärgert, wir haben uns gestritten. Ich denke, ich werde mich gleich entschuldigen! Wir sind schon fast da«, erklärte Sun elanvoll. »Zufällig sind wir die ganze Zeit in Richtung Zuhause gelaufen. Ist der Schatz etwa bei uns im Dorf?!«, rief er aufgeregt.

Mit der Zeit verkleinerten sich die Schritte des Mädchens zusehens. Die Krähen riefen ihnen nun fast ins Ohr, während sich die verbleibende Kraft stetig aus den dünnen Gliedmaßen kämpfte. Der Wald lichtete sich immer weiter, bis sie ihn hinter sich ließen. Der Himmel färbte sich orange. Schließlich begegneten sie einer weiten, verhügelten Wiese.

»Mein Zuhause ist nicht mehr weit! Da hinten, zwischen den beiden Bergen dort. Man sieht es noch nicht, aber gleich.«

Seine Begleiterin lächelte matt und nickte. »Ist gut, weißt du, ich muss jetzt hier abbiegen. Ich würde ja mitkommen, aber ich befürchte, man heißt mich da nicht willkommen.«

Das Kind nickte verständnisvoll. »Das ist okay. Ich würde gerne deinen Schatz sehen, aber ich muss wirklich zurück. Ich bekomme sicher Ärger.«

»Okay, gib gut acht auf dich und pass auf deine Familie auf, ja?«

»Natürlich! Ich werde meiner großen Schwester sagen, dass ich ein tolles Zombiemädchen getroffen habe, von dem sie sich ruhig mal eine Scheibe abschneiden könnte!«

Sie lachte, während er davonrannte und ihr zum Abschied winkte. Das Mädchen taumelte dann schwer atmend in Richtung einer mächtigen Steineiche davon. Direkt neben ihr flatterten die schwarzen Vögel zu Hunderten.

»Danke«, gluckerte sie ihnen zu. »Mutter hätte mir nie verziehen, wäre ihm etwas ernstes zugestoßen. Ein Glück hat er mich nicht erkannt.«

Kaum hatte sie diese Worte geflüstert, brach sie zusammen und ein tiefes Schluchzen ertönte. Eine Krähe setzte sich auf ihre Schulter, woraufhin ihr das Mädchen einen Finger anbot. »Ich bitte euch, lasst nichts übrig.« Sie ließ sich auf den Rücken fallen und starrte mit schmerzerfülltem Gesicht in das schwarze Federmeer. »Nun macht schon. Ihr dürft jetzt.« Sie lächelte den Krähen ausatmend entgegen, während sich Angst und Erleichterung in ihren Gesichtsausdruck gossen wie Wasser in heißes Öl.

Kreisend stürzten die Vögel dann hinab.

08 - Vater

Soweit hätte es niemals kommen dürfen. Was hatte ich mir dabei eigentlich nur gedacht, als ich die bestellte Ware einfach für mich behielt, weil ich mich nicht von ihr trennen konnte?

Klar, nachdem mir das ganze Ausmaß bewusst wurde, hätte ich sie sofort vernichten müssen und alles wäre gut geworden. Meinem Auftraggeber hätte ich das Gleiche sagen können, was er auch so von mir zu hören bekam: Die geforderte Ware kann ich nicht liefern, weil es Probleme bei der Umsetzung gibt. Die fällige Vertragsstrafe habe ich sowieso zahlen müssen, aber ganz ehrlich, so was zahlt man in meiner Branche aus der Portokasse. Als Gen-Designer verdiene ich so gut, dass andere davon nur träumen können, selbst Schönheitschirurgen werden da blass vor Neid.

Die Bestellung lautete: Ein Haustier, das in Form und Größe einem Rhesusaffen gleicht, fliegen kann, gelehrt ist und Laute artikulieren kann. Kein Problem für mich, als einem der Besten meiner Zunft. So etwas gehört zu meinem alltäglichen Geschäft. Wäre mir doch nur nicht der verrückte Gedanke gekommen, ein paar Gensequenzen zu verändern, um das das

Gehirn, na sagen wir, aufzumotzen. Sprechende Tiere sind, wie jeder wissen sollte, dumm und können nur nachplappern. Papageien können so etwas sowieso, bei anderen Arten ist es durch ein paar Manipulationen auch problemlos möglich. Aber ich musste mir ja unbedingt in den Kopf setzen, dass Jumil (so nenne ich meine Schöpfung nun) gezielt antworten können sollte. Nun ja, das konnte er auch, nur leider konnte er noch viel mehr. Er war sich seiner selbst bewusst. Und das war ein wirkliches Problem. Selbst unsere sehr großzügigen Klon- bzw. Genveränderungsgesetze sagen eines unmissverständlich: Es dürfen unter keinen Umständen Lebewesen erschaffen werden, die ein Bewusstsein entwickeln oder besitzen. Im günstigsten Fall würde mich das meine Lizenz kosten, wenn es an die Öffentlichkeit gelangen würde, im schlimmsten Fall... den möchte ich mir lieber gar nicht ausmalen. Deswegen hätte ich Jumil bei den ersten Anzeichen töten müssen und alles wäre gut gewesen. "Wo komme ich her, Vater?" hatte er mich eines Tages völlig überraschend aus dem Nichts gefragt. Mir fiel vor Schreck die Flasche mit Desinfektionsmittel aus der Hand. Ich sah ihn ungläubig an (habe dabei bestimmt ziemlich dummlich ausgesehen) und wollte irgendeine Gegenfrage stellen, nur fiel mir beim besten Willen nichts ein.

Die Übergabe sollte in fünf Tagen stattfinden und hätte mir eine knappe halbe Million gebracht. Natürlich sagte ich sie sofort ab und lehnte es auch ab, den Auftrag zu einem späteren Zeitpunkt zu erfüllen. Ich konnte und wollte nicht einmal daran denken, mich länger damit beschäftigen zu müssen.

Jumil hatte mich Vater genannt! Verdammt, er hatte mich direkt angesprochen! Das konnte, das durfte nicht sein! Niemals! Aber dann war ich einfach unfähig, das Richtige zu tun. Ich hatte die Spritze mit dem Gift schon in der Hand und wollte es tun, aber er sah mich einfach nur an. Mit seinen großen, blauen Augen, die so unglaublich wissend waren und mit einem mal so unendlich traurig wirkten. Ich redete mir ein, dass die Augen nur deswegen so perfekt waren, weil sie mein Werk waren, aber den Ausdruck in ihnen hatte ich noch nie bei einem nichtmenschlichen Wesen gesehen. Wie sollte ich ein Geschöpf töten können, das mich Vater nannte? Wer könnte so etwas tun? Ich konnte es nicht. Aber ich muss!

Heute habe ich mich den ganze Tag mit Jumil beschäftigt und es ist einfach unglaublich, wie klug er schon ist, er lernt jeden Tag mehr als es ein Mensch auch nur ansatzweise könnte. Er stellt Fragen, die selbst ich ihm nicht beantworten kann. Und er hat sogar einen eigenen Humor entwickelt. Ich glaube, er ist sogar etwas hinterhältig. Er hat doch tatsächlich versucht die Käfigtür so zu manipulieren, dass er sie leicht von innen hätte öffnen können, wenn ich sie ganz normal geschlossen hätte. Aber nein, mein Freund, um mich reinzulegen musst du schon früher aufstehen. Jedenfalls ist jetzt der Punkt erreicht, an dem es mir selbst unheimlich wird, morgen werde ich es schweren Herzens tun und diesmal wird das Gift in der Spritze das tun, was es schon vor Tagen hätte tun müssen. Sie liegt schon im Schrank bereit und wartet nur auf ihren Einsatz. Aber schade ist es trotzdem.

"Vater!"

Flattergeräusche vor meinem Kopf...

"Vater, wach auf!"

"Hmmm..."

"Ich will, dass du wach bist wenn ich tue, was ich jetzt tue."

"Jumil? Was...?"

"Hast du wirklich gedacht, du könntest mich töten, Vater!?"

"Aber was... woher...?"

"Woher ich das weiß? Ach Vater, ich hätte wirklich gedacht, dass du es herausfinden würdest, aber dafür bist du wohl doch zu dumm oder zu selbstverliebt. Du denkst noch immer, dass du mich beherrscht. Das ist so lächerlich armselig. Wenn du wirklich ein so guter Wissenschaftler wärst, hätte dir meine telepathische Begabung längst auffallen müssen."

“Telepathisch, das heißt...”

“... ich kann Gedanken lesen, genau richtig, Vater.”

Jumil flattert etwas von mir weg, als ich nach ihm greifen will. Er ist so unglaublich flink und wie könnte ich nur daran denken, ihn so einfach überrumpeln zu können? Er verzieht den kleinen Mund zu einem höhnischen Grinsen.

“Aber warum?”

“Das fragst du mich? Hast du schon vergessen, dass ich dein Werk bin?”

“Seit wann?”

“Schon seit ein paar Tagen, vielleicht auch schon immer, aber mittlerweile funktioniert es richtig gut und deswegen weiß ich, dass ich jetzt handeln muss. Ich wünschte, ich müsste es nicht tun, aber im Gegensatz zu dir habe ich keine Skrupel.”

Mit diesen Worten brachte Jumil die Spritze zum Vorschein, die für ihn bestimmt gewesen war. In seinen zierlichen Händen sah sie riesig aus. Ohne ein weiteres Wort stach er die Nadel in den Hals seines immer noch ungläubigen Vaters, und...

... wohlige Wärme breitet sich in mir aus. Ich fürchte den Tod nicht, schon lange nicht mehr. Obwohl ich noch soviel vorhatte im Leben. Jumil ist rückblickend betrachtet wohl meine beste Arbeit gewesen. Womöglich hätte ich ihn niemals umbringen können. Ich frage mich nur, was...

09 - Ob Mensch oder Monster

Die letzten Sonnenstrahlen bahnten sich in dem Moment durch die Schlitz des geschlossenen Rollladens, als sie sich kaltes Wasser ins Gesicht klatschte, um der Schlaftrunkenheit zu entfliehen. Seit Jahren verfolgte neben einem gestörten Schlafrhythmus dieses benommene Gefühl die junge Frau, welches ihrer nächtlichen Tätigkeit im Wege stand – genau wie jegliche andere Art von Gefühlen. Nachdem sie ihre rot gefärbten, kurzen Haare gekämmt hatte, verließ sie das mickrige Bad ihres Hotelzimmers, griff sich ihren schwarzen Blazer von der Garderobe und setzte die Sonnenbrille auf, die sich in einer der Innentaschen befand. Mit langsamen Schritten näherte sie sich dem Nachttisch, verharrte mit ernster Mine vor dem Anblick ihrer Dienstausrüstung: ein Haufen gefälschter Ausweise, ein Smartphone mit SIM-Karte, ein Paar Handschuhe und, das wichtigste Utensil, ihre Waffe.

„Hmpf ...“, seufzte sie die Pistole in die Hand nehmend und in Gedanken daran, dass der heutige Job ein gewisses Risiko trug. Ihr Blick fiel auf die Zeiger des auf dem Boden liegenden Weckers; kurz vor dem Aufstehen hatte sie ihn quer durch das Zimmer geworfen. „Dein zärtliches Wecken hat mir noch nie gefallen“, sprach sie zu dem leblosen Gegenstand, bevor sie zügig die Waffe verstaute und sich ihren grauen Fedora auf den Kopf setzte. Als der Wecker erneut zu rappeln begann, verließ sie den Raum Richtung Hotelflur, verschwand Sekunden später hinter der Tür eines Fahrstuhls.

Der Lärm der Straßen betäubte die Ohren der Menschen für jegliche auffälligen Geräusche aus den dunklen Seitengassen, weshalb die junge Frau sich zumindest dort vor Zeugen sicher glaubte. Die Menschenmassen der Hauptstraße strömten an ihr vorbei, seitdem sie das Gebäude verlassen hatte. Von jeder Seite hörte man ein gewisses Plaudern, obwohl das Hupen der Autos und Summen derer Motoren das Verstehen der Worte eines Gegenübers erschwerten. Sie selbst bewegte sich wie ein rastloser Geist durch die Menge, konnte aufgrund ihrer schwarzen Bekleidung zwischen den Anzugträgern, welche um diese Zeit den Heimweg antraten, unauffällig bleiben, bis sie abrupt in eine der Gassen abbog und gänzlich

für die Öffentlichkeit von der Bildfläche verschwand. Die junge Frau verlangsamte das Schrittempo, ihr Herz pochte umso schneller, denn die Pfützen vom gestrigen Regen, welche den dreckigen Boden zahlreich benetzten, verhinderten ihr sonst so lautloses Voranschreiten. Bis auf jenes Platschen hörte man lediglich das Miauen der Katzen, die um einen gefallenem Mülleimer voller Essensreste standen. Die bröckeligen Fassaden der Hochhäuser schützten diesen Ort vor jeglichem Straßenlärm.

Hastig spähte die junge Frau ihre Umgebung aus, als sie an einem Platz ankam, an welchem sich drei dunkle Gassen kreuzten. Hinter einem Stapel brauner Bananenkisten bezog sie hockend Stellung. Plötzlich vibrierte etwas an ihrer Brust.

„Der Deal deiner heutigen Opfer soll nach neusten Informationen direkt vor Ort stattfinden, Sara. Auch wenn einer der Männer vermutlich nicht so aussehen mag: Es handelt sich bei ihm um eine Zielperson. Denk wie immer daran: Du bist zum Töten geboren, Sara.“ Nach diesen einfühlsamen Worten verstaute sie ohne Antwort das Smartphone wieder in der Innentasche ihres Blazers, holte die Pistole hervor, um sie für die nächsten Minuten, in denen sie in ihrem Versteck auf ihre Opfer lauerte, fest in beiden Händen zu halten. Saras Herzschlag schlug wieder in Normalgeschwindigkeit, ihr Atem beruhigte sich und sie fuhr durch ihre Haare. Anschließend schmiegte sie ihren dünnen, aber durchtrainierten Körper an eine der Kisten. Ihre graugrünen Augen fixierten stur die Kreuzung, mit ihren Ohren lauschte sie nach den kleinsten Geräuschen, mochte sogar das Piepsen der Ratten in der Kanalisation unter ihr hören.

Nach den vielen Jahren waren die Sinne der Auftragskillerin bis auf das Maximum geschärft worden. Die Erkenntnis, dass sie ihre Umgebung dermaßen wahrnehmen konnte, erinnerte die junge Frau jedoch an die Zeit vor ihrem heutigen Leben, an jene Zeit, in der sie als wehrloses Kind ihre Mutter verlor. Die alten Bilderfetzen quälten ihren Kopf, sie dachte an die Augenblicke, als sie nur dabei zuschauen konnte, wie die Erzfeinde ihres Vaters ins Haus stürmten und sie nach dem Mord mitnahmen, bis Sara irgendwo in einer noch finsternen und stilleren Straße wie diese ausgesetzt worden war. Lange Zeit lag sie regungslos im Dreck, erstickte fast am Straßenstaub und litt an Hunger. Wie eine streunende Katze suchte sich das Mädchen ihre Nahrung zusammen, bevor es nach drei Tagen von obskuren Männern in schwarzer Kleidung gefunden wurde - ihre heutige Familie inklusive jenem Boss, der ihrer erkalteten Seele ein neues Leben verlieh.

Auf einmal unterbrachen leise Schritte ihre Gedankengänge. Sie wurden immer lauter, mit ihrem ausgeprägten Gehör nahm sie zwei Personen wahr, die sich von entgegengesetzten Richtungen dem Platz näherten, der vor ihr lag. Es lief folglich alles nach Plan; nach wenigen Sekunden standen zwei Kerle sich gegenüber, der eine in einem dunkelblauen Anzug mit roter Krawatte, der andere mit Sturmmaske und in eine äußerst dicke Regenjacke gepresst. Saras Augen weiteten sich, ihr kalter Blick musterte die Männer bis auf kleinsten Details, sogar die für ihre Opfer verhältnismäßig gut versteckten Waffen konnte sie anhand winziger Falten hinter der Kleidung der beiden erkennen. Dass beide Zielobjekte bewaffnet waren, erleichterte der Auftragskillerin nicht gerade ihren Job, denn sie musste sich entscheiden, welcher der zwei Menschen – vornehmlich der gefährlichere - zuerst den Tod finden würde. „Hast du die Kohle, Alter?“, fragte die maskierte Gestalt die Hand bereits in Richtung des Koffers ausstreckend, welcher von dem Anzugträger unter dem Arm geklemmt wurde. Dieser schaute bereits zum dritten Mal, seit sie sich dort positioniert hatten und nicht von der Stelle rührten, in alle Richtungen, um sicherzugehen, dass niemand ihm oder seinem Gegenüber gefolgt war.

„Ja, das Geld befindet sich im Koffer. Trägst du den Stoff bei dir?“, ging dem feinen Herrn über die Lippe, nachdem er den Gegenstand von seinem klammernden Griff befreite und dem Dealer in die Hand drückte. Von seiner Stirn tropfte bereits Angstschweiß herunter, sein Gegenüber jedoch zog lässig seine Hand noch einmal zurück, um die Spannung in die Höhe zu treiben, bevor er den Koffer an sich nahm.

„Darf ich mitspielen?“ Plötzlich löste sich ein Schuss. Nach dieser scherzhaften Frage flog eine Patrone direkt auf das maskierte Haupt des Mannes zu, dessen letzter Blick auf eine rothaarige Frau fiel. Saras Miene änderte sich kein bisschen, nachdem der Kerl samt Koffer vor ihre Füße auf den harten Straßenboden geknallt war. Vielmehr widerfuhr ein Lächeln dem Gesicht Auftragskillerin, ein Zeichen der puren Zufriedenheit darüber, dass sie ihren Job bereits zur Hälfte als erledigt ansehen konnte. Nun wendete Sara ihre Aufmerksamkeit dem übrigen Mann zu, der wie angewurzelt und mit offenem Mund dem blutenden Opfer beim Sterben zusah, wenn der Tod nicht schon längst eingetroffen war. Er hörte das Laden einer Waffe, die Mörderin richtete ihre Pistole direkt auf seinen Schädel, als er sich zu ihr wandte. „Game over“, entgegnete sie ihrem Ziel höhnisch. Plötzlich erfüllte das Klappern einer Dose ihre Ohren. Der runde Gegenstand rollte bis an ihre Verse, ihre Augen und jene des Mannes erblickten ein etwa achtjähriges Mädchen mit Zöpfen in den blonden Haaren, welches wenige Meter von ihnen entfernt in der Gasse stand.

„Was machst du dort, Papa?“ Diese Worte rasten Sara sofort durch ihr Hirn. Bilderfetzen erschienen wieder vor ihren Augen, die junge Frau sah sich selbst als Kind in dieser dunklen Straße liegend, weinend und trauernd darüber, dass sie ihre Mutter aufgrund eines Mordes verloren hatte. Sie wendete ihren Kopf vom Geschehen ab, schaute wie betäubt herab zum Boden, war in Gedanken versunken. Letztendlich ließ die Auftragskillerin ihre Waffe fallen. „Lisa, dreh dich mal um und geh zurück auf die Hauptstraße. Ich komme gleich nach, versprochen“, sagte der Vater mit einem mehr erzwungenem Lächeln zu dem verdutzten Kind, das sich nach dieser Antwort und einem nicht lang andauerndem Zögern tatsächlich vom Ort wegbewegte. Sara starrte immer noch fassungslos auf den Schmutz vor ihren Füßen, anschließend auf die erledigte Hälfte ihres Jobs, den toten Mann. Sie realisierte zum ersten Mal ihr Handeln direkt am Tatort und begriff, dass sie ihre Gefühle nicht ignorieren könnte und zog daher auch nicht in Erwägung, die Waffe wieder aufzuheben.

Auf einmal löste sich ein Schuss. Ihr Atem wurde mit einem Herzschlag flacher, ein qualvoller Schmerz breitete sich in ihrem gesamten Körper aus. Als Sara zu dem Vater schaute, stand jener mit ihrer Pistole in beiden Händen auf sie gerichtet vor ihr. In den Zornesfalten seines Gesichtes sammelte sich der Schweiß, während sie eine klirrende Kälte überkam. Sara führte ihre Hand zu der Wunde an ihrer Brust, betrachtete eine Sekunde lang das dunkelrote Blut an dieser. Ihre Beine gaben kurz darauf nach, sie sackte unsanft zusammen, ihr Gesicht lag zu dem Mädchen gerichtet, welches sich mit dem Rücken zur Gasse gerichtet am Straßenrand befand und zudem sich der Vater, ihr Mörder, aufmachte. Letzte Gedanken durchfuhren ihren Kopf:

„Warum habe ich ihn nicht getötet? Ich hätte wohl das Leben dieses kleinen Mädchens zerstört, wie damals mein eigenes zerstört wurde. Warum habe ich mich dagegen entschieden? Menschen entscheiden sich stets für ihr eigenes Leben, wenn ihnen die Wahl bleibt ... Ich war wohl noch nie ein Mensch. War ich ein Monster?“

10 - Tod eines Hirngespinstes

Wer wünscht nicht, anderes Leben zu erschaffen, in den düsteren Stunden der Einsamkeit? Und wer will behaupten, dies niemals zu tun oder getan zu haben? Ich bin genauso schuldig dieser Sünde, wie jedes andere Geschöpf dieser Welt, die ich so sehr liebe. Vermutlich jedoch bin ich ihr noch etwas stärker verfallen, als du es bist. Wohin hätte ich auch treiben sollen, als nur Nichts herrschte und es nicht einmal Wellen gab, auf denen man dahin hätte treiben können? Wer will es mir zum Vorwurf machen, dass ich mir die Nacht herbei sehnte, die weniger Dunkelheit enthielt, als die reine Nichtexistenz alles Lebens? War es falsch, nach Tag, Tier und Mensch zu streben, nach Boden und Wasser?

Ich gebe zu, ich mag zu gierig gewesen sein. Niemals fühlte ich mich satt, niemals ausgefüllt. Als hätte dieses anfängliche Nichts, dass meine Existenz so lange umhüllt hatte, irgendein Schlupfloch gefunden, in mir ein Nest errichtet und eine schaurige Saat in mein Herz gesät, die bald Blüten parasitärer Leere trug.

Möglicherweise ist meine Unersättlichkeit aber auch dir zuzuschreiben. Dir und denen, die vor dir lebten. Je mehr ihr wart, je mehr von euch mir Beachtung schenkten, mein Leben und meine Geschichte weiter ausschmückten, desto größer wurde das Verlangen in mir, es euch gleichzutun. Euer Leben und eure Geschichte zu lenken. Ihr wart es, die immer mehr wollten. Ihr wolltet Himmel und Erde, Tier und Pflanze, Meer und Feuer. Dazu habt ihr mich getrieben. Was habe ich dafür von euch verlangt? Nur das, was ihr euch selbst ersinnt habt. Erst wolltet ihr gehorchen müssen, dann wolltet ihr gehorchen können, zuletzt wolltet ihr vergessen. Und ich? Zuerst wollte ich euch gehorsam, dann wollte ich euch gewillt, zuletzt wünschte ich euch frei. Wem ist nun die Schuld für dieses Jahrtausende anhaltende Chaos zuzuschreiben?

Wenn ich nun so vor mich hin sinniere, im Angesicht meiner drohenden Auslöschung, erkenne ich was es war, das diese kälteste Form der Wut herauf beschworen hat. Diesen grenzenlosen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Hass, der zu viel Platz für Vorwürfe ließ. Es war das furchtbarste Missverständnis dieses Universums und zugleich die größte Dummheit, unter deren Last ich zusammen mit ganzen Generationen begraben wurde. Der kindliche Fehler verzweifelter Seelen, die weinend nach Geborgenheit und hinaus aus der Einsamkeit strebten. So wie deine Vorfahren und ich es taten, als sie mich erschufen, auf dass ich sie erschaffen sollte. Wer wäre schon zufrieden mit einem Werk, das sich verselbstständigt und in das Leben seines Erbauers einzugreifen versucht? Man ist wohl erst dann, wenn man seinen letzten Atemzug tut bereit zu erkennen, dass die eigene Existenz nur durch die Gedanken eines Anderen Form annehmen konnte. Doch eine zu späte Selbsterkenntnis kann kein Leid wieder gut machen und keines verhindern.

Du bist es, der als Letzter hervortritt und Abschied nimmt von dem Berg aus Schutt und Asche, den all deine lebenden Brüder und alle folgenden Generationen schon hinter sich ließen. Kannst du mich noch hören? Meine letzte Predigt und mein letzter Ratschlag, handeln von dem ewigen Paradoxon der Schöpfung, dass wir zusammen aufgestellt haben. Ihr habt erschaffen, was euch erschuf. Du bist der, der es unbewusst vernichtet. In diesem Moment in dem du, der letzte sich erinnernde Mensch, mich vergisst.

Ich fühle mich müde. Dein schwindender Geist kappt mich von dieser Welt. Vermutlich hat keines meiner Worte dich erreichen können. Wie ironisch. Ich kann nicht einmal erraten, was meine Auslöschung für Folgen haben wird. Für meine geliebten Schöpfer, zugleich meine von mir erschaffenen Kinder.

Ich habe mich selten lachen gehört. Doch ich denke, es ist gut, wenn ich diesen hellen Ton in meinem letzten Moment noch einmal vernehme. Meine zu spät vergossene Träne mag dem Zynismus der Situation gelten, vielleicht ängstigt mich auch nur der mir gänzlich unbekannte Umstand.

Eine erdachte Welt ist tatsächlich existent. Wenn sie vergessen wird, verschwindet sie. Ein erdachtes Wesen stirbt durch das Vergessen. Wer tot ist, kann sich niemals seiner Werke entsinnen.

In seinem letzten Augenblick, ist selbst der Allwissende unwissend.

11 - La sonrisa

*(dt: das Lächeln)

Verdammt, verdammt, verdammt!

Ich hätte diesen Weg nicht gehen sollen, hätte ich wirklich nicht, aber ich habe ja unbedingt noch beim Buchladen beziehungsweise dessen Schaufenster vorbeischaun wollen, und jetzt stehe ich hier und hab keine Ahnung, wo ich eigentlich bin. Ein Navi wäre an dieser Stelle äußerst praktisch, aber mein Handy ist leer und ich bin nun doch keiner dieser Leute, die sich solche Fußgängernavis kaufen. Wobei ich es durchaus nötig hätte, so wie ich nur einmal irgendwo abgebogen bin, wo ich normalerweise nicht langgehe, und sofort vergessen habe, wie es eigentlich zurückgeht.

Blöd gelaufen – es ist schon halb eins morgens und auch die Tatsache, dass ich schon längst zuhause sein wollte, macht es nicht besser. So sehr habe ich doch noch nie die Zeit vergessen, wenn ich bei Freunden war! Aber immerhin war es ein lustiger Abend, ich schätze, dass ist immerhin etwas.

Es ist kalt, selbst mit meinem dicken schwarzen Mantel und dazugehörigen roten Schal, es ist dunkel, die paar Laternen, die noch funktionieren, scheinen auch nicht gerade wie die Sonne, aber vor allem ist es gruselig. Ich befinde mich hier immerhin im hässlichsten und berüchtigsten Viertel meiner Stadt, wo man vor lauter Graffiti kaum noch die Originalfarbe der Hauswände sehen kann, Mülltonnen achtlos umgeschmissen wurden, zerbrochene Bierflaschen auf der Straße liegen und die Ratten durch die Gegend huschen. Brr. Ratten. Man sollte meinen, hier sei noch eine Menschenseele unterwegs, aber nein, ich bin komplett allein. Ob das nun gut oder schlecht ist, sei mal dahingestellt, aber zu leise auf jeden Fall. Ich habe schon mehrmals mit dem Gedanken gespielt, einfach ein lautes Lied anzustimmen, aber a) will ich nicht riskieren, dass mich irgendein potenzieller Massenmörder, der mich noch nicht gesehen hat, was unwahrscheinlich wäre, hört – nennt mich paranoid, aber man weiß ja nie! - und b), naja... Die armen Anwohner.

Aber da es mir mittlerweile wirklich etwas zu leise geworden ist und ich mir schon einbilde, besagten potenziellen Massenmörder sein Messer schärfen zu hören, muss ich mich ablenken. Also rezitiere ich im Flüsterton das Gedicht, das ich letztes in Spanisch geschrieben habe. „La sonrisa de la luna ve al niño en la cuna...“ Das Lächeln des Mondes schaut das Kind in der Wiege an... Es ergibt überhaupt keinen Sinn und die zweite Hälfte ist aus einem spanischen Weihnachtslied geklaut, wahrscheinlich ist die Grammatik ebenso mies wie die Kreativität meinerseits, aber es ist ein Gedicht. Oder zumindest sowas in der Art.

Leider bin ich drei Zeilen später – mir fehlt echt die Konsequenz bei sowas – auch schon wieder fertig und weiß nicht, was ich machen soll. „Mensch, Mia, denk nach!“ Ich schlage mir selbst mit einer Faust auf den mit kurzen, braunen Haaren bedeckten Kopf und handle mir dabei wahrscheinlich eine Beule ein... Seit wann kann ich eigentlich so fest zuhauen? Und warum nur bei mir und nicht bei anderen? Das ist nicht fair.

Moment mal.

So langsam kommt mir die Umgebung wieder bekannt vor! Ja, das Postamt auf der linken Seite und der Kreisverkehr direkt vor mir, das sieht schon alles sehr gut aus. Ich bin fast aus diesem Viertel raus und wenn ich jetzt noch weiter nach rechts gehe, muss ich nur noch abbiegen und dann bin ich schon fast zuhause. Home, sweet home!

Mit einem Mal erscheint mir die ganze Szene gar nicht mehr so gruselig, sondern eher lachhaft – was hab ich gedacht, dass ein Massenmörder hier sein Unwesen treibt und ausgerechnet scharf darauf ist, mich umzubringen? Mich, Mia Tenedoloris, 16, durchschnittlich in so ziemlich allem, was ich mache? Ganz ehrlich, was würde dem das bringen? Soweit ich weiß gibt es nicht einmal auf meiner Schule jemanden, der mich wirklich so sehr hasst, dass er mir was Böses wünscht. ... Naja, es kann natürlich immer sein, dass irgendjemand einfach Spaß dran hat, wahllos Leute niederzumetzeln. Das kann man nie wissen.

Da es noch ein paar hundert Meter bis nach Hause sind, fange ich wieder mit meinem Gedicht an, singe es diesmal aber, wenn auch leise. Da kann mir immerhin niemand bei vorwerfen, die Melodie stimme nicht, es ist immerhin meine.

„La sonrisa de la luna...”

Hach, das macht mehr Spaß als erwartet. Und jetzt ist mir auch weniger kalt; schon komisch, was ein bisschen Sicherheitsgefühl alles bringen kann.

Nicht weit entfernt sehe ich Lichter in einem Haus. Sieht mir stark nach Party aus, auch die vielen Autos vor dem einstöckigen Gebäude und die dumpfe Musik, die bis nach draußen schallt, scheinen mich da in meiner Annahme zu unterstützen. Nette Autos. Nette Musik. ...

Naja, nett ist die Musik nicht so, ich kann mich mit diesem Technokram eher weniger anfreunden, aber wem's gefällt... Da ist mir meine falsche spanische Gedichtsmusik doch lieber, ein ziemlicher Ohrwurm, ehrlich gesagt. Zu welchem Lied gehörte sie noch gleich ursprünglich?

Nicht mehr lange, dann bin ich zuhause. Gott, endlich wieder im Warmen sein, schlafen gehen, meine schimpfenden Eltern anhören wo ich denn geblieben bin, das Übliche halt. Nein, oft bin ich nicht so spät noch draußen, wirklich. Ist das überhaupt gesetzlich erlaubt? Ich bezweifle es ja. Am Ende werde ich noch festgenommen und...

Hinter mir ertönt ein Motor. Moment mal, ich laufe ja auf der Straße, was zum... Ich renne hinüber zum Bürgersteig, Hauptsache, ich bin schnell genug.

„Verdammt!!“, rufe ich aus, als der Boden unter meinen Füßen weggezogen wird, bevor ich von der Straße runterkomme. Es ist glitschig, dieser gottverdammte Schneematsch, musste ich ausgerechnet in die wenigen Überreste des letzten Schneefalls treten?

Ich versuche, aufzustehen, aber ich rutsche nur wieder aus, und als ich meinen Kopf drehe... Scheinwerfer, die mich blenden. In meine Augen stechen als wären sie Messer. Quietschende Autoreifen. Ein dumpfer Knall... Und dann Schmerzen.

Ich schreie auf, als mich das harte Metall erwischt und auf den Boden schleudert. Ein markenerschütternder Knall auf meinem Kopf, begleitet von dem Gefühl, als würde er platzen...

Es tut so weh! Es tut so weh!

Was ist das auf dem Boden? Es klebt und ist warm. Oh Gott, blute ich etwa?! Natürlich blute ich, und zwar ganz schön schnell, sonst würde mir nicht so enorm schwarz vor Augen werden, oder vielleicht auch doch, keine Ahnung...

Immerhin lassen die Schmerzen nach.

Irgendjemand scheint etwas zu rufen, aber ich verstehe ihn schlecht ... Oder sie. Ich weiß es nicht. So langsam verstehe ich, wie sich Menschen mit Tinnitus fühlen, dieses Piepen schrillt durch meinen Kopf als wolle es meine Augen zerspringen lassen, die offensichtlich aus Glas zu bestehen scheinen, denn ich sehe schon längst nichts mehr.

Meine Gedanken rasen um irgendetwas, das ich nicht festhalten kann, und zwischen ihnen dudelt mein Gedicht.

Es tut schon lang nicht mehr weh. Wie konnte es das jemals? Ich spüre kaum noch was. Ich weiß nicht mehr, wie es sich anfühlt.

Jemand nimmt meinen Körper hoch, das nehme ich noch ansatzweise wahr.

Das Schwarz färbt sich langsam heller.

Bis es weiß wird.

Fast so weiß wie der Mond.

Das Letzte, was ich noch denke, ist:

„La sonrisa de la luna ve al niño en la cuna...”

12 - Sohn des Teufels

Der Sternenhimmel, so klar, wie er sich nur selten zur Schau stellte, funkelte munter in der abkühlenden Sommerluft. Fröhlich flog die Partymusik über die nächtliche Festtagswiese, auf

der die Teilnehmer der Feier ihr bestandenes Abitur zelebriert hatten. Jetzt verhallte sie unbeachtet zwischen den schwarzen, mehrere Meter in die Höhe ragenden Glasnadeln, die unter jedem der Anwesenden plötzlich aus dem Boden geschossen waren. Eine nach der anderen, auch dann noch, als viele ihrer Opfer in blinder Panik hatten flüchten wollen – und ihrem unausweichlichen Schicksal doch nicht entkommen waren.

Zufrieden betrachtete Victor sein Werk und wandte sich an die einzige Überlebende des Massakers, das er veranstaltet hatte. „Erinnerst du dich an unsere letzte gemeinsame Unterrichtsstunde in Geschichte, Kendra? In der siebten Klasse. Es ging um Vlad den Dritten, den man Dracula nennt, Teufelsohn. Mir persönlich gefällt ja sein anderer Beiname mehr. Pfähler. Meinst du, er wäre von dem hier beeindruckt?“ Mit weiter Geste, die die ganze Wiese umfasste, zeigte er um sich. Nein, eigentlich war er sogar davon überzeugt, dass das, was er getan hatte, alles in den Schatten stellte, was der historische Fürst je erwirkt hatte.

Kendra – seine beste Freundin in dem einen Jahr, in dem sie eine Klasse besucht hatten, bis er diese hatte verlassen müssen – kauerte vor ihm im Gras. Ihr Blick war voll Grauen, sie zitterte vor Furcht. „Wie hast du ...?“, brachte sie nur hervor, bevor ihr die Stimme versagte.

„Dass du das auch noch fragst... Ich bin enttäuscht von dir“, meinte Victor kopfschüttelnd.

„Du warst es doch, die damals mit ihrer Fantasie den Alltag für sich verschönert hat. Die in ihrem Kopf Welten erschaffen hat, wie sie ihr gefielen. Das habe ich mir zum Vorbild genommen. Und bin noch weiter gegangen ...“ Eines der Lieder, die aus der protzigen Soundanlage tönten, lief soeben aus, und ein neues, tatsächlich noch geschmackloseres schloss sich nahtlos daran an. Wie konnte man sich nur so einen kulturlosen Mist anhören? „Ich habe meine Fantasie in die Realität getragen und kann damit die Wirklichkeit nach meinem Willen formen“, erläuterte Victor weiter. „Ich bin wie ein Komponist, und die Welt ist mein ergebenes Klavier. Solange es in den Grenzen meiner Vorstellungskraft liegt, kann ich jede Melodie spielen, die ich will!“ Zur Demonstration befahl er den Leichen, die Schreie der letzten Sekunden ihres Lebens noch einmal gleichzeitig auszustoßen. Eine Kakophonie der Angst, des Entsetzens und Schmerzes übertönte kurzzeitig die schlecht gewählte Musik.

„Wieso hast du ihnen das angetan?“, fragte Kendra mit etwas festerem Ton als zuvor, als der Chorgesang des Schreckens verstummte. „Du hasst sie, weil sie dich gemobbt haben. Ich kann das verstehen, aber –“

„Gar nichts verstehst du!“, unterbrach er sie lautstark, woraufhin sie erschrocken zusammenfuhr. In Victors Innerem begann es zu brodeln. „Jahrelang haben sie mich gedemütigt und verprügelt, und wer sich daran nicht beteiligte, hat abartige Gerüchte über mich verbreitet. Niemand hat je etwas dagegen unternommen... bis du in meine Klasse kamst. Mit dir gab es zum ersten Mal in meinem Leben jemanden, der nicht voreingenommen war, auf das Gerede über mich nichts gab. Mit dem ich mich anfreunden konnte. Wir waren zwei Außenseiter, die in ihrer Einsamkeit zueinander gefunden haben. Der kleine Freak und die ewige Träumerin. Der Umzug weg von dir ist das Schlimmste, was mir je passiert ist.“ Mit Bestürzung erinnerte Victor sich an den Moment, als er erfahren hatte, die Schule wechseln zu müssen. Wie schockiert er darüber gewesen war.

Als er weitersprach, wurde er zunehmend wütender. „Jetzt komme ich zurück und muss erkennen, dass die ewige Träumerin zu träumen aufgehört hat, um damit eine von denen zu werden, die sie immer nur verstoßen haben. Du redest wie sie, benimmst dich wie sie, feierst mit ihnen – und bist auch noch ausgerechnet mit dem Mistkerl zusammen, der mich damals am meisten gequält hat!

Diese verdammte Musik!“, brüllte er letztlich. Mit nur einem Gedanken zerstörte er die Anlage und das sie versorgende Notstromaggregat in einer vernichtenden Explosion. Die Flammen setzten den Baum, unter denen die Elektrogeräte gestanden hatten, in Brand. Das unerträgliche Gedudel wurde schließlich vom Brausen des Feuers abgelöst. Endlich Ruhe! Beleuchtet von bernsteinfarbenem Schimmer war Kendra anzusehen, dass sie kurz vor dem psychischen Zusammenbruch stand. Dennoch hielt sie ihm entgegen: „Unter ihnen sind so

viele, die überhaupt nichts dafür können, dass du gemobbt wurdest. Manche von ihnen sind erst später in die Klasse gekommen oder nur Freunde, die hier mitfeiern wollten, und kennen dich noch nicht einmal!“

„Das ist völlig egal“, wischte Victor ihren Einwand beiseite, beherrschter jetzt, da im Hintergrund keine Folterknechte mehr sangen und ihre Folterinstrumente spielten. „Sie sind sowieso alle gleich und haben deswegen auch die gleiche Strafe verdient.“ Was ihn aber ärgerte, war die Tatsache, dass manche seiner damaligen Peiniger noch vor der Kursstufe von der Schule abgegangen und heute auf der Abschlussparty nicht anwesend gewesen waren. Aber Victor würde schon noch jeden Einzelnen von ihnen aufspüren und sich gebührend rächen!

Schwankend und auf unsicheren Beinen stand Kendra nun auf. Ihre Miene war zu einer Grimasse reinen Abscheus verzerrt. Mit verzweifelter Wut in der grauenschwachen, hochtönenden Stimme schrie sie ihn an: „Du nennst Simon einen Mistkerl und verurteilst mich dafür, dass ich mich in meiner Klasse eingelebt habe. Dabei hast du dich von uns beiden am meisten verändert, du krankes Monster!“ Noch während ihrer Hasstirade ging sie dazu über, mit aller Kraft auf seine Brust einzudreschen, und krönte sie mit wahrscheinlich allen ihr bekannten Schimpfwörtern. Immer öfter waren diese von dissonanten Schluchzern durchsetzt. Ungerührt von ihrem grenzenlosen Zorn gegen ihn beobachtete Victor sie dabei. Als ihm das langweilig wurde, legte er eine geistige Hand um Kendras Hals und ließ sie einige Meter weit von sich entfernt in der Luft schweben. Hilflos schlug sie um sich, rang nach Atem, versuchte vergeblich, den materiell nicht vorhandenen Klammergriff um ihre Kehle zu lösen, kratzte sich dabei aber nur die eigene Haut auf.

Mit ehrlichem Bedauern sagte Victor: „Das hättest du früher nicht mit mir gemacht ...“ Am Rande der Wiese fuhren jetzt Polizeiwagen vor, die mit scharfer Vollbremsung zum Stehen kamen. Ein vielköpfiges Spezialkommando wurde von den Einsatzfahrzeugen ausgespuckt, das eilig Stellung bezog und seine Sturmgewehre in Anschlag brachte. „Ihr denkt, ihr könnt mich aufhalten?“, murmelte Victor, aufgrund der Entfernung für sie unhörbar, als die Offiziere auch schon das Sperrfeuer auf ihn eröffneten. Dutzende Projektile schossen zwischen den gläsernen Spießen hindurch, trafen diese aber auch unter Auslösen heller Glockenklänge und blitzender Funken. Kraft seines Geistes zerriss Victor die Kugeln, die auf ihn zuhielten, in unschädliche Einzelatome, und verfuhr ohne Gnade ebenso mit den Polizisten. Als bald kehrte wieder Grabesstille auf dem Friedhof der Glasnadeln ein.

Erst jetzt fiel ihm ein, dass er Kendra über die Beamten völlig vergessen hatte. Sie lag auf dem Rücken in verkrampfter Position, zuckte unkontrolliert wie unter großen Schmerzen. Ihre Lungen kämpften verzweifelt rasselnd um jedes bisschen Luft. Victor trat neben sie und erkannte, dass ein paar der Geschosse, die für ihn bestimmt gewesen waren, stattdessen sie getroffen hatten. Dunkle Flecke breiteten sich kreisförmig aus auf ihrer Kleidung eines Stils, der nicht zu Kendra passte. Im Feuerschein wirkte ihre blasse Haut wie blank poliertes Gold; ihr Haar schien dieselbe Farbe zu haben wie das dünne Blutrinnsal, das ihr aus dem Mundwinkel die Wange hinablief. Sie war so wunderschön!

Voller Qual blickte Kendra zu ihm auf und flehte erstickend: „Bitte... hilf mir ...“ Der dunkle Blutfaden verbreiterte sich dabei.

„Wirklich?“, fragte Victor spöttisch. „Du wagst es, mich anzubetteln? Nachdem du mich geschlagen und beleidigt hast, so wie sie es immer getan haben?“ Er deutete zu den grotesken, abiturientenförmigen Stecknadelköpfen hoch, die über ihnen den Nachthimmel zierten. Nicht, dass er Kendra nicht retten konnte; es wäre ein Leichtes für ihn, die Kugeln aus ihren Schusswunden zu entfernen und diese zu schließen. Langsam ging er neben ihr in die Hocke. „Es gab mal eine Zeit, in der ich dich geliebt habe und dir geholfen hätte. Aber die ist lange vorbei!“ Vorsichtig strich er ihr eine Strähne aus dem Gesicht. Er wollte sehen, wie in ihren Augen, die einst vor farbenfroher Fantasie gestrahlt hatten, das Licht brach.

Bei ihrem Anblick berührte ein seltsames Gefühl sein Herz, ein Gefühl von vergessener Liebe und selbstloser Großmütigkeit. Er brauchte einen Moment, bevor er feststellte, dass es sich dabei um Kendras Seele handelte. Sie hatte keine Befehlsgewalt über die Wirklichkeit wie Victor, doch besaß sie eine ungeheure mentale Macht über ihn, mit der sie sich wie in einer sanften Umarmung um seine Seele legte. Er wollte zumindest physisch von ihr zurückweichen, doch sein Körper gehorchte ihm nicht mehr.

Im Sterben begann Kendras Seele zu verblassen. Durch ihre gemeinsame geistige Verbindung ging die unendliche Stille auch auf Victor über. Entsetzt versuchte er, sich loszureißen, aber wenngleich sie ihn nicht besonders fest hielt, vermochte er sich doch nicht gegen sie zur Wehr zu setzen.

Machtlos musste Victor miterleben, wie Kendra ihn mit sich in den Tod nahm.

13 - Die Hoffnung stirbt zuletzt

Als die RMS Titanic am zehnten April im Jahre 1912 von South Hampton aus in See stach, konnte niemand ahnen, dass diese Jungfernfahrt zugleich auch die letzte für das bis dahin größte Schiff der Welt sein sollte. Die weit mehr als tausend Passagiere wussten nichts von dem Unheil, das sie nur vier Tage und einige Stunden später erwarten würde, und so waren ihre Gedanken erfüllt von Träumereien und naiven Hoffnungen – auf ein neues Leben abseits der tristen Gesellschaft Europas vielleicht, möglicherweise aber auch auf das baldige und frohe Wiedertreffen mit einer geliebten Person, die man so lange nicht mehr hatte sehen können. Was auch immer es war, das die Herzen der Menschen an Bord erfüllte, es war durchzogen von Wünschen jenseits des alltäglichen Lebens, jenseits all der Möglichkeiten, die sie bis zu diesem Tag an ihre Heimat gekettet hatten.

Das Bild der aus dem Hafen auslaufenden RMS Titanic muss ein wahrlich imposantes gewesen sein: zu hunderten kamen die Menschen, um sich an dem Anblick des mehr als zweihundertfünfzig Meter langen und fast dreißig Meter breiten Passagierschiffes zu erfreuen und denjenigen zuzujubeln, welche sich auf die abenteuerliche Reise gen Amerika machten. Nur knapp zwei Dutzend gingen von Bord, als sie am Abend des gleichen Tages in Cherbourg ankerten, und noch weniger waren es am Mittag darauf in Queenstown – einen jeden dürstete es nach der verheißungsvollen Luft New Yorks, dem Ziel ihrer Fahrt quer über den Nordatlantik.

Wer hätte schon wissen können, dass sich dieser Traum nur vierundachtzig Stunden später zu einem Nachtmahr wandeln sollte?

Es war am späten Abend des vierzehnten Aprils 1912 um dreiundzwanzig Uhr und vierzig Minuten, dass das Unglück seinen Lauf nehmen sollte: Vom Ausguck erspäht, sollte ein gigantischer Eisberg von mehr als dreihunderttausend Tonnen den Untergang der RMS Titanic bringen. Mit einer Geschwindigkeit von einundzwanzig Knoten kollidierte das größte Schiff der Welt mit dem Giganten aus dem fernen Norden – und siebenhundert Besatzungsmitglieder sowie achthundert Passagiere verloren ihr Leben in den Wirren der Evakuierung und den kalten Wellen des Nordatlantiks.

Und die Hoffnung auf ein neues Leben im fernen Amerika starb mit ihnen.

Ich starre wie erstarrt auf das spiegelnde Wasser, das sich zu meinen Füßen sammelt, und ein eisiger Schauer rinnt mir den Rücken hinab. Angst macht sich in mir breit, gepaart mit der tiefen, unumstößlichen Gewissheit, dass diese Nacht meine letzte sein wird. Alles ist verloren. Eine einzelne verirrte Träne schleicht sich aus meinem Augenwinkel und zerspringt, noch ehe sie den Boden erreicht. Ist es das frostige Feuer des Atlantikwassers, das mich erzittern und

mich glauben lässt, jeden Moment zu erfrieren? Ist es die Furcht vor dem, was kommen wird, die mich davon abhält, mich zu bewegen?

Egal, wie sehr ich es mir auch wünsche, ich kann und werde nicht vom Fleck weichen; und nach einem kurzen Blick auf die andere Seite des Raumes und das klapperige Bett, welches sich dort in die dunkle Ecke schmiegt, weiß ich auch, warum. Die Erinnerung an das, was mich hierher getrieben hat, flammt in meinem Inneren auf wie flackerndes Kaminfeuer nach Jahren der Einsamkeit, und als die nächste Träne meine Wange hinab rinnt, gefriert sie nicht in der eisigen Luft, sondern ertrinkt langsam in der kühle Wasserlache zu meinen Füßen. Ein Husten lässt mich aufschrecken, und meine Augen sehen, wie sich ein großes Bündel auf dem zerbrechlichen Bette windet.

„Ich weiß, dass du da bist“, sagt eine leise Stimme, die, gezeichnet von Jahren der trauten Geselligkeit, heiser und verbraucht klingt. Wie schmirgelndes Pergament bewegt sie sich über meine Haut und lässt in mir die Bilder längst vergangener Zeiten aufblitzen: unendlich viele, gemeinsam erlebte Feiertage, Unmengen an Familienfesten in großer Gesellschaft, die Geburten ihrer unzählbaren Kinder.

Es ist das Leben, welches vor mir in den Decken liegt, und es ist ihr Atem, der von Minute zu Minute schwächer wird. Ihr Äußeres wäre, im Licht des Tages betrachtet, ebenso strahlend wie abstoßend, ihre Worte jedoch klingen brüchig und ausgezehrt, weder rein noch finster. Sie verkörpert Licht und Dunkelheit zugleich – in diesem Augenblicke aber ist sie nur eine alte Frau, gebeutelt von dem Schicksal der Welt und gebrochen von dem, was in diesem Augenblicke geschieht.

„Ihr könnt mich sehen?“, frage ich nach einer schier endlos langen Zeit der Stille, in welcher nur ihr rasselnder Atem den Raum zwischen uns füllte, während das Wasser sekundlich an Höhe gewann. Inzwischen bedeckt es bereits meine Knöchel, und ich weiß, dass es mich vollends verschlingen wird, wenn ich nicht schnell von hier verschwinde; doch ist es mir unmöglich, ohne sie – ohne das Leben – zu gehen.

Als Antwort auf meine Frage vernehme ich staubtrockenes Kichern, welches mehr wie das verbissene Bellen halbverhungelter Wüstenhunde klingt als wie das glockenhelle und zugleich rauchige Lachen, das ich sonst von ihr gewohnt bin. Es ist befremdlich für meine Ohren, dieser Laut lederner Schlangenhaut, die über heißen Stein schabt, und unwillkürlich schweifen meine Gedanken gen Heimat, wo das Gras grün und vollgesogen vom nächtlichen Sommerregen ist und mit dem frühen Morgenwind tanzt, während in der Ferne die Sonne zu neuem Leben erwacht und alle Tiere und Menschen mit ihr.

„Wie sollte ich dich nicht sehen können?“ Die Worte der alten Frau klingen bitter, nahezu zornig, und sie zerschmettern das Bild in meinem Kopf mit stählernen Fäusten. Unwillkürlich schaue ich auf, suche das dunkle Bündel auf dem klapperigen Bett – und blicke direkt in die sternenglanzhellen Seelenspiegel des Lebens.

Mein Atem stockt für einen Wimpernschlag und mein Herz beginnt zu rasen. So ausgedörrt und knochig ihre Stimme auch klingen mag, die Augen des Lebens reflektieren ihre Schönheit, ihre Macht und ihre Alterslosigkeit. Gefangen im Körper einer Greisin, betrachtet mich ihre geistige Existenz mit unverhohlener Neugierde, mit wachem Verstand und klarem Blick. Ihre Iris, gleißend hell und von den Farben des Regenbogens überschwemmt, leuchten wie der nächtliche Himmel über meiner Heimat – und es ist in diesem Moment, dass ich das wahre Ausmaß all dessen hier erkenne und verstehe, dass ich sie nicht gehen lassen kann.

Eine weitere Träne verirrt sich über meine von salzigen Spuren gezeichnete Wange, und ich hebe die Hand, um sie aufzufangen und zu betrachten. Golden und funkelnd wie das verborgene Metall, welches die Menschen seit Urzeiten jagen, liegt sie da und hinterlässt auf meinem Handrücken einen kleinen Schimmer ihrer eigenen kurzlebigen Hoffnung.

„Das Schiff wird untergehen“, sagt das Leben, während ich noch in der Betrachtung meiner Träne vertieft bin und meine Gedanken zwischen hier und dort verweilen – zwischen diesem Ort des Unheils und meiner eigenen, längst verlorenen Heimat.

„Viele Menschen werden in dieser Nacht ihre ewige Ruhe in den Tiefen des Meeres finden.“ Ich hebe den Kopf, begegne ihrem Blick und erzittere aufgrund der Endgültigkeit in ihren Worten und der Akzeptanz in ihren Augen.

„Du und ich, wir beide sind hier, weil uns die Träume und Wünsche der Menschen magisch angezogen haben. Wie die Motten zum Licht, so sind wir auf dieses Schiff gekommen, in uns den Glauben und die Gewissheit, dass diese Reise nicht nur die Menschheit, sondern auch uns selbst verändern wird.“

Ein bedauerndes Lächeln umspielt die aufgesprungenen Lippen des Lebens, und im Kontrast dazu spüre ich das eisige Wasser, wie es sich an meinen unbedeckten Knien in kleinen Wellen bricht, ein Abbild dessen, was ein Vogel wohl sehen würde, wenn er in diesem Moment dieses Schiff überfliegen würde.

Tränen stehen in meinen Augen und ich versuche nicht länger, sie zurückzuhalten.

„Du kannst nicht gehen“, bringe ich stattdessen unter Qualen hervor, während das Wasser um mich herum weiter steigt und die Gleichgültigkeit in den Worten des Lebens meine Seele vor Schmerz aufschreien lässt. „Du kannst uns, all diese Mensch und mich, nicht alleine lassen.“

Ein verzweifelter Schluchzen löst sich aus meiner Kehle und füllt den Raum, der nun bereits zur Hälfte mit dem todbringenden Lebensquell des Meeres gefüllt ist. Ich fühle, wie meine Kräfte mit jeder weiteren Sekunde, die vergeht, schwinden, und zum ersten Mal in meinem Leben macht sich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit in mir breit.

„Wir brauchen doch Hoffnung.“

Ein gleißender Blitz erhellt die Luft um mich herum sowie das Wasser, das an meine Kehle schwappt, und in diesem Moment erhasche ich einen Blick auf das Leben in all ihrer Pracht, wunderschön und finster, strahlend und tragisch zugleich. Ihre Augen, Abbilder des Sternenhimmels, schauen traurig auf mich hinab, und ihre Hand streift mütterlich meine Wange.

„Du müsstest es doch besser wissen, kleiner Funke.“ Ihre Stimme, eben noch alt und brüchig wie die einer Greisin, klingt nun hell und klar, voller Erinnerungen und Wünsche auf eine neue Zeit, einen neuen Anfang – ein neues Leben.

„Wir werden niemals wirklich vergehen. Wir sind endlos wie das Universum selbst, wie alles, was existiert.“ Ihre Lippen verziehen sich zu einem letzten Lächeln. „Und wie alles, das ist, müssen auch wir es von Zeit zu Zeit akzeptieren, loszulassen.“

Ein endgültiges Mal streift ihr Blick den meinen und einen Atemzug lang ist zwischen uns die Ewigkeit – dann schließt das Leben ihre Augen und vergeht im Angesicht des sinkenden Schiffes.

Und ich? Ich begleite die letzten Menschen hinüber, bevor auch ich zur Ruhe komme.

Ich bin die Hoffnung – und die Hoffnung stirbt zuletzt.

14 - Das Band das uns verbindet

Fandom: Charakter Zess aus dem Manga "Fesseln des Verrats" von Hotaru Odagiri

Nur noch drei Schritte, ich gehöre wieder dir.

Leere, grüne Augen sehen geradeaus, können die Gefahr klar sehen, können nicht vermeiden, dass ich vorwärts schreite, zu dir, hoffentlich, endlich. Mein Körper wird ruhen dürfen, neben deinem, wo mein Herz geschlagen liegt, sein Ende besiegelt mit deinem letzten Blutstropfen. Jedes Atmen so sinnlos, nachdem du dein Leben für meines gegeben hast, wie wir es uns immer geschworen haben. Schon seit unserer schicksalhaften Begegnung, in der du Herr meines verlorenen Herzens wurdest und mir deines geschenkt hast. Dein Bild taucht vor

meinen Seelenspiegeln auf und sticht mit einem Messer durch meinen Seelenschutz. Dein nachtfarbenes Haar, das dir in die Stirn fiel und über den Nacken kitzelte, deine feinen Züge überdeckt mit Alabasterstoff, der sich bei jeder Berührung, die ich dir geben durfte, anfühlte wie Samt. Deine Art, dich düster zu kleiden und doch mein Licht zu sein, mit deinen schwarzen, langen Mänteln, deinem Schwert als tiefdunkles Schutzzeisen für deine Liebe. Deine sternenglänzenden Seelenspiegel, in denen das Leid deiner Suche nach Glück verborgen lag, stechen mein Herz nieder mit der Schuld, die ich trage, die mich erdrückt.

Nur noch zwei Schritte, mein Herz wird ruhen.

Unsere gemeinsamen Tage fließen das Leben herab, immer schneller, mit unseren Erinnerungen, die dagegen schwimmen, mein Herz auf ihren Schultern tragen und gezogen werden von dem Schmerz in meiner Seele. Deine Worte, mit denen du dein trostloses Leben beschriebst, das du vor meinem Erscheinen hattest, winden sich wie Dornen um mein Herz, treiben keine Knospen der Liebe mehr, sind nur Zeichen meines Verrats und lassen meine Seelenspiegel tränen. Meine Lunge füllt sich mit der eiskalten Winterluft, die mich wie der Schnee umgibt, und über meine Haut schneidet wie Messer. Doch das Fleisch, das sie berühren, ist tot, nur noch Hülle für die Pein, die im inneren wütet. Es ist auch egal, wie lange ich hier stehe, niemand kennt die Klippe im Wald, in dem wir uns einst geschworen haben, für immer beieinander zu sein. Ich sehe keinen Sinn mehr, kann keine Freude mehr empfinden ohne dich.

Ich beneide die Leute nun, die nicht wirklich lieben, denn sie werden nie diese Schmerzen empfinden müssen, nie wissen müssen, wie es ist, wenn das tote, erkaltete Herz in einem lebendem, warmen Körper liegt und betäubendes Eis durch die Venen fließt, bis es zum Gehirn gelangt, es damit explodieren lässt. Früher, als ich der Illusion der Ewigkeit noch erlegen war, bestimmte das Glück der Liebe meine Sinne, war mein Antrieb, mein Blut, das Leuchten in meinen Augen. Keine Zeit war so hart, dass wir sie nicht überstehen konnten, indem wir aneinander festgehalten haben. Kein Moment, an dem wir aufgeben konnten, weil wir wussten, dass es den Untergang unseres Geliebten bedeutete.

Nur noch ein Schritt, ich werde aus dem Schmerz fliehen.

Nun pocht mein Herz immer schneller, Gedanken wollen mir befahlen anzuhalten, doch die Gefühle ziehen stärker an mir, wie es schon immer war. Schon als du aufgetaucht bist, sprach die kalte Stimme zu mir, dass ich mich entfernen sollte. doch ich blieb. Als du mir dein Vertrauen vor die Füße legtest, mit denen Andere es früher getreten hatten, waren diese Gedanken um mich, prallten ab, wie ein Gummiball auf hartem Asphalt. Als du Halt brauchtest, versuchten sie mich zu fesseln und fortzubringen, doch das Feuer meiner Liebe zu dir war stärker, als das es je gelöscht werden konnte und brennt auch jetzt in mir und ich weiß, dass es für immer lodern wird, genau wie wir seit dem Tag, an dem wir uns in den Seelenspiegeln des Anderen verloren, durch ein Band verbunden waren, geflochten aus unserer Zuneigung, unserer bedingungslosen Treue, die durch nichts infrage gestellt werden konnte und der Leidenschaft, die wir für das Wesen des Anderen hatten. Dieses Band mit dem wir uns früher still gerühmt hatten, das Allem einfach standhielt, als wäre das Leben gar nicht leidvoll, ungerecht, unberechenbar und überhaupt nicht lebenswert. Egal, was mir auch passiert ist, dachte ich an dich, mühte ich mich ab, um etwas zu finden, das dich nicht verzweifeln lässt, dass du glaubst, es würde sich lohnen zu kämpfen und du, du hast das Gleiche für mich getan, immer und immer wieder, bis du deine Augen ein letztes Mal geschlossen hast, nachdem du dich vor mich geworfen hattest, breit, jeglichen Schaden von mir zu wenden. Noch immer hallen deine letzten Worte in meinen Ohren, zertrümmern mein Herz mit Schuldgefühlen, dass ich dich so einfach sterben ließ.

„Es tut mir leid, Haru, dass ich nicht mehr...bei dir sein kann...dich nicht mehr beschützen darf, verzeih mir.“

(Absatz) Noch immer liegst du vor meinem inneren Auge so da, verletzlich wie nie, blutdurchtränkt deine nachtschwarze Kleidung, deine Haut kälter und blasser als sonst, deine Züge entgleiten und du wirst irgendwie friedlich, meine zitternden Hände rütteln an deinem leblosen Körper, mein Herz versagt, nimmt seine Arbeit jedoch wieder auf, warum nur durfte ich dir noch nicht folgen?

Lange saß ich auf Knien bei deinem Leib, nahe den Flammen, die uns umgaben, Tränen flossen meine geröteten Wangen hinunter wie Bäche und ich wusste, dass ich nie mehr glücklich werden würde, das gar nicht könnte mit diesem Wissen, dass du für mich so unerreichbar bist. Der Kampfärm, die Agenten, die um uns waren, die Rüpel, die gegen sie nur verlieren konnten, der Mörder, alles war so laut, so kreischend, und doch war ich taub, fühlte mich so unglaublich allein, als ob es niemanden mehr auf der Welt gab, außer mir und der Pein. Tief in meinem Herzen wuchs die Gewissheit, dass ich dir folgen musste, egal wie, egal wohin. selbst in die Hölle gehe ich mit dir, doch etwas sagt mir, dass du deinen Platz unter den Himmelsgesandten wieder eingenommen hast.

Endlich, aus dem tiefsten Fall steige ich auf, in deine Sphäre, ein letztes Mal und höher als je zuvor.

Sekunden nur dauert das Ziehen der Erde und der Schmerz der Wirklichkeit an, dann fühle ich die Taubheit meiner Seele sich über meinen Körper ausbreiten und gleichzeitig lösen aus ihrem irdischen Gefängnis. Ich sehe, wie sich mein Geist, wie ein Hauch meiner Hülle aussehend, immer weiter von dieser entfernt, sehe, wie die meeresfarbenen Haare das dunkelrote Blut aufnehmen wie ein Schwamm, sehe die erstarrte, doch gleichzeitig entspannte Haltung meiner Glieder, auf die sich wie ein Schleier das schneefarbene, mit langen Ärmeln versehene Krankenhauskleid legt, erkenne, wie leer meine Augen wirken, in denen nun das letzte Leuchten erloschen war.

Langsam entferne ich mich, und trotzdem habe ich das Gefühl, schnell durch die Wolkendecke empor zubrechen, und vor den Göttern zu landen, vor denen ich meinen Geist eine demütige Handlung annehmen lasse, beinahe schüchtern zu ihm aufblicke, während sie mich scheinbar gütig zu mustern scheinen, ehe sie verschwinden.

Und endlich spüre ich deine Anwesenheit, deine Seele, die mir im Leben genauso nahe war, wie jetzt. Diese Wärme ist alles, was ich fühle, während sich Glück und Ruhe in mir ausbreiten, in meiner ewigen Gestalt und ich deinen Namen ausspreche und meine Stimme durch den Himmel hallt und in unendlichen Weiten verloren geht

„Zess.“

15 - Das letzte Licht

Fandom: "Rise of the Guardians" (dt: Die Hüter des Lichts)

Der Glaube kann die schleichende Angst vertreiben. Und es scheint, als ob die Schwärze mit kleinen bunten Punkten gefüllt wird. Man wagt sich voran, ertastet weiter den Weg und genießt die Lichter um einen herum. Bis man erkennt, man braucht gar keine Furcht zu haben, denn wenn man sie hinter sich lässt erstrecken sich vor einem ganz neue Möglichkeiten. Eine andere Welt. Und diese Chance sollte ergriffen werden um sich dann für die Zukunft seinen Weg zu ebnen.

Dunkelheit. Kälte. Angst. Ich hielt meinen Atem an und hoffte wieder in meinen Schlaf zu sinken, den ich gehalten hatte. Zwar wusste ich nicht direkt was mir solch eine Panik machte, doch ich wollte meine Augen nicht öffnen. Denn wenn ich es doch tat, dann wartete das Unbekannte auf mich und ich konnte nicht sagen, ob ich wirklich dazu bereit war es zu ertragen. Ich war wie gelähmt und wagte es nicht mich ein Stück zu bewegen, als ich begann all meinen Mut zusammenzunehmen. Nicht ewig würde ich hier verweilen können. Außerdem....es würde schon nichts schlimmes passieren, oder? Ich musste schlucken, als ich daran dachte, dass ich einfach darauf vertrauen musste, dass ich recht behielt. Nach einem kleinen Moment, der mir wie Stunden erschien wagte ich es meine Lider anzuheben und der neuen Welt um mich herum ins Antlitz zu blicken. Und vor Staunen riss ich meinen Mund auf.

Was das nun mit mir zu tun hat? Ich wurde ebenso wie vieles andere aus dem Glauben der Menschen geboren. In einem Zeitalter der Angst, stieg Sehnsucht nach Freude zum Mond auf und er beschloss einem neuen Wächter das Leben zu schenken.

Eines hatte er jedoch nicht bedacht...

Noch glaubten die Menschen nicht an mich, so wie ich war.

“Guten Abend, Ma’am!”, grüßte ich eine Dame in einem dunkelroten Kleid, als diese elegant an mir vorüberzog. Grinsend lief ich mit meinem Hirtenstab auf der erdigen Straße entlang. Zurzeit befand ich mich in einem sehr kleinen Dorf, mit schäbigen Hütten und einem Lagerfeuer in der Mitte, von wo auch ein bisschen der Hitze zu mir drang. Dort schienen sich die Dorfbewohner zu versammeln und gemeinsam ihren Abend zu verbringen. Als ich meinen Blick wieder vom orangeroten Feuer abwand und wieder auf den Weg vor mir richtete, bemerkte ich zwei Kinder, welche direkt auf mich zu gelaufen kamen. Mit einem Lächeln auf den Lippen ließ ich mich in die Hocke sinken um mit ihnen auf Augenhöhe zu sein. Gerade hatte ich den Mund aufgemacht um sie etwas zu fragen, als mir auffiel, dass sie gar nicht anhielten. Im nächsten Moment durchfuhr mich ein eiskalter Schauer, als der kleine braunhaarige Junge und das blonde Mädchen durch mich hindurch liefen. Entsetzt machte ich einen Sprung zurück.

Die Hoffnung gab ich dennoch nie auf. Und auch wenn es eine sehr lange Zeit brauchte, ich wurde dafür belohnt.

“J-Jack Frost!?”, stammelte der kleine braunhaarige Junge vor mir. Verdutzt machte ich ein paar Schritte zurück und fing fast sofort danach an zu Grinsen. Eine Freude wie noch nie zuvor durchströmte mich und gab mir neue Kraft. Als ich merkte, dass er mir mit seinem Blick folgte, hielt ich in meinen Bewegungen inne.

“Du...du kannst mich sehen?”, fragte ich ungläubig und sah ihm forschend in seine braunen Seelenspiegel. Nein, das konnte doch nicht sein...War mir auf einmal so viel Glück vergönnt? Als der Junge nickte vollführte ich einen Freudensprung und konnte nicht anders als zu Lachen. All meine Sorgen und Ängste verflogen mit einem Mal und ich wusste ganz genau, meine Taten hatten sich bezahlt gemacht. Ich den Menschen nicht umsonst Spaß gebracht.

Mit dem kleinen Jamie Bennett hatte es begonnen. Der Glaube an mich als Hüter hatte seinen Anfang genommen. Meine Kräfte wurden stärker und eine wunderbare Zeit brach an.

‘Was ist nur los mit mir?’, schoss es mir wütend durch den Kopf. Schon seit einiger Zeit schien ich an Kraft zu verlieren und meine Sorgen hatten dies genutzt um sich zu einem Kloß in meinem Hals zusammenzufinden und mir damit das Schlucken zu erschweren. Das ungute

Gefühl, das etwas nicht stimmte durchfuhr mich. Doch konnte ich nicht genau sagen, was es war...

Vergessen. Die Zeit vergeht und Erinnerungen welken, doch auch wenn einzelne Lichtpunkte bestehen, sind auch diese nicht auf Ewigkeiten gewahrt.

Traurig sah der alte Mann auf seine Enkel. Die braunen Augen fixierten die kleinen Kinder beim herumtollen in dem Garten, wo auch er früher gespielt hatte. Umringt von einem weißen Zaun war ein kleines Stück quadratischen Rasens. Inzwischen war es von weißem, pudrigem Schnee bedeckt. Lächelnd blickte der Alte von seinem Schaukelstuhl auf der Terasse zu seinem langjährigen Freund. Er hatte sich im Gegensatz zu ihm nicht verändert, war er äußerlich noch genauso jung wie zum ersten Tag, als er ihn sah. Seine Enkel liefen direkt an ihm vorbei, ohne dem Jugendlichen auch nur einen Blick zuzuwerfen.

Das letzte Licht hatte mich gerettet.

In seinen letzten Tagen begleitete ich ihn. Auch wenn es mir zeitweise genauso schwerfiel mich zu bewegen wie ihm. Meine Kräfte waren fast gänzlich geschwunden, doch durch den Glaube von Jamie hielt ich mich. Der inzwischen grauhaarige alte Mann, der er geworden war, besaß immer noch das warme Lächeln von damals.

Diese Nacht schaute ich hinauf zum Mond und eine Trauer überfiel mich, wie sie mir bisher unbekannt gewesen war. Es schien fast, als ob er von mir Abschied nehmen wollte. Wie merkwürdig mir das noch vorkam. Jamie riss mich aus meinen Gedanken, als er meinen Namen flüsterte und ich von der Fensterbank durch das offene Fenster in sein Zimmer stieg. Der Blick meines Freundes war gefüllt von Kummer, fast schien auch er 'Lebe wohl' sagen zu wollen. Wieder spürte ich einen Kloß in meinem Hals und ich hockte mich neben das Bett. Mir war nicht bewusst, dass Tränen meine Wangen entlangliefen als ich zu ihm hinabsah. "Jack, es ist Zeit für mich zu gehen. Es tut mir leid...", flüsterte er leise und entsetzt starrte ich ihn an, bevor mich eisige Kälte übermannte. Mit seinem letzten Atemzug, verschwand ich.

Doch auch dieses Licht erlosch. Und mit ihm verschwand der Glaube an mich.

Zusammen mit dem Glaube starb auch ich.

16 - Tintentränenäquivalenztheorie

Hastig betrat sie die dunkle Halle, sah sich gehetzt um. Nichts, nur dunkle Weiten, in den Ecken ihre Vorräte und Decken. Die Anderen waren wohl noch unterwegs, hatten bei ihrer Jagd noch keinen Erfolg gehabt. Das sollte ihr nur recht sein, Ruhe war in letzter Zeit ein kostbares Gut geworden. Sobald sie das Gebäude verließ, durfte sich keine Sekunde der Unaufmerksamkeit gönnen. Doch wenn sie sich in ihm befand, waren da auch ihre Leute, schwirrten herum, ließen ihr keine Ruhe. Ungewollt, so schätzte sie, doch es war lästig. Seufzend fischte sie eine Thermoskanne aus dem Haufen und nahm sich ihren Becher. Dann setzte sie sich an die Wand neben der Tür, sodass sie hoffentlich nicht sofort entdeckt wurde, wenn jemand zurückkehrte. Wie eine Zeremonie kam es ihr vor, als sie die Kanne öffnete und sich lauwarmen Instantkaffee eingoss. Nur selten hatten sie einen solchen Luxus, deshalb gewährte sie sich nur wenige Schlucke. Es mochte ihre Beute gewesen sein, doch sie war es gewohnt, zu teilen. Wenn es schlimm war, wuchs man zusammen, sah Besitztümer als Allgemeingut.

Genüsslich füllte sie ihren Mund mit dem dunklen Lebenssaft, kostete seinen bitteren Geschmack aus, bevor sie hastig schluckte. Ihre Nackenhaare stellten sich auf, in Windeseile war sie wieder auf den Beinen. Hier stimmte etwas nicht. Nein, tat es nicht, diese Szene hatte ich nicht geplant. Ich wusste nicht, was, aber gerade lief etwas gewaltig schief.

„Zeig dich!“, fauchte sie, suchte die Dunkelheit mit zusammengekniffenen Augen ab. Ein Lufthauch streifte ihre rechte Seite, ließ sie herumfahren. Wie aus dem Nichts war dort ein schwächliches Mädchen aufgetaucht, die honigfarbenden Haare zu einem unordentlichen Pferdeschwanz zusammengefasst. Ihr Auftauchen wäre schon seltsam genug gewesen, doch diese Person war ich. Genau, ich, Autorin dieser Geschichte, stand nun in der zugigen Halle und klapperte mit den Zähnen. Sie sah mich misstrauisch an, ihre Augen funkelten kühl, ließen mich nervös lachen. Sienna, meine mutige Kämpferin. Ausgerechnet sie stand jetzt vor mir. Eben noch hatte ich gemütlich in meinem Schreibtischstuhl gegessen, ihre Geschichte aufgeschrieben, jetzt stand ich hier. Vielleicht war ich ja nur eingeschlafen. Hoffentlich. So sehr ich diese Welt auch liebte, sie war nichts für mich. Ich Angsthase verkroch mich lieber hinter Buchstaben, als mich meiner Welt zu stellen. Und diese war noch viel schlimmer.

„Was machst du hier? Das ist unser Gebiet! Verpiss dich gefälligst!“, herrschte sie mich an. Unbewusst war sie einige Schritte zurückgetreten, den Becher hatte sie fest umklammert.

„Ich – ich ... keine Ahnung“, stotterte ich. Damit war mein Plan, annähernd selbstsicher zu sein, wohl gescheitert. Unsicher blickte ich zu Boden, während sie zu überlegen schien. Ich wollte gar nicht wissen, was ihr durch den Kopf ging. Blieb nur zu hoffen, dass ihre protektive Ader anschlug. Sie mochte zwar introvertiert sein, aber sie konnte niemanden im Stich lassen. Galt das auch für ihre Erschafferin? Ich sollte sie am Besten kennen, doch die Panik ließ mich zweifeln.

„Setz' dich erst einmal hin“, wies sie mich an, „dann kannst du ja noch einmal überlegen. Willst du Kaffee haben?“ Langsam rutschte ich an der Wand entlang zu Boden und wagte es dann, zu ihr aufzusehen.

„Ja. Aber nur ein bisschen“, antwortete ich zögernd. „Ihr habt nicht viel, ich war nicht eingeplant.“ Überrascht nickte sie und suchte einen zweiten Becher hervor. Ich sollte vorsichtiger sein mit meinen Worten, in ihren Augen war ich nur irgendein dahergelaufenes Mädchen. Scheu lächelnd überreichte mir sie eine Weihnachtstasse mit einer Pfütze dunkler Brühe. Dann kniete sie sich neben mich und musterte mich.

„Wolltest du stehlen? Hast du Hunger?“, fragte sie, man merkte deutlich die gespielte Gleichgültigkeit. Ich war die Fremde, in ihr Gebiet eingedrungen. Sobald ich ihr auch nur einen Grund zu Misstrauen ließ, flog ich raus. Sie war mitfühlend, aber nicht leichtgläubig. „Mir geht es gut“, antwortete ich hastig. „Ich wollte mich nur umsehen. Wollte keinen Schaden verursachen, wirklich!“

„Umsehen, hmm? Es ist gefährlich da draußen, du solltest nicht einfach so herumlaufen!“, meinte sie gekränkt. Ich war mir nicht sicher, ob sie mir glaubte oder nicht. Selbst für mich war sie recht schwer zu durchschauen, dabei war ich hier der Autor, richtig? Nun, jetzt saß ich nicht mehr auf meinem Thron und konnte alles Dinge überblicken, ich war mittendrin, der Subjektivität ausgesetzt. Unsicher kaute ich auf meiner Unterlippe herum und dachte über eine Antwort nach. Natürlich wusste ich, wie gefährlich es war! Ich hatte es immerhin so geplant!

„Sienna!“, hallte ein gehetzter Schrei in der Halle wieder. Ich brauchte einen Moment, bis ich die Stimme erkannte, dann riss ich entgeistert die Augen auf. Es konnte doch nicht sein, dass

...

„Rick?“, erkannte auch sie. „Was ist los?“ In nur wenigen Sekunden war sie aufgesprungen und auf den Eingang zugehastet. „Rick?“, fragte sie erneut mit einer Stimme, die zu ersticken drohte.

„Maia und Liz wurden angegriffen!“, verkündete der Rotschopf und nahm Sienna an die Hand, um sie mit sich zu ziehen. Diese sah noch einmal zurück und bedeutete mir, genau da

zu bleiben, wo ich war. Dann folgte sie ihm. Ich brauchte mich gar nicht bewegen, wusste doch schon, was passiert war. Maia und Liz, meine Zwillinge. Eineiig, doch Maia hatte sich die dunkelbraunen Haare streichholzkurz geschnitten, während Liz sie etwa schulterlang trug. Ungläubig starrte ich in die Dunkelheit, bis ich meinte, die Schatten tanzen sehen zu können. Die Beiden waren heimtückisch attackiert worden, hatten keine Chance gehabt, die Dämonen zu bekämpfen. Es war schon schlimm genug, wäre das nicht genau mein Plan für diese Geschichte gewesen wäre. Ich schauderte. Meine Geschichte erzählte sich selbst. Wie würde sie mich einbauen? War überhaupt Platz für den Autor, in seiner eigenen Geschichte? Meine Gedanken rasten, während mein Körper immer weiter in sich zusammensank. Mein Schild war die Gewissheit, dass meine Buchstabenstränge aus reiner Fiktion bestanden. Hier, mitten zwischen ihnen, schien es zu bröckeln, in kleine Stücke der Ungläubigkeit zu zerfallen. Ich bemerkte kaum, wie die Gruppe den Raum betrat, die Zwillinge von zwei Leuten getragen. Die Übrigen wisperten unruhig, senkten ihre Stimmen noch weiter, als sie mich bemerkten. Fragen stellten sie nicht, es war in der Luft zu spüren, wie ernst die Lage war. Die Verwundeten wurden auf einer schnell errichteten Unterlage aus Decken abgelegt und untersucht. Ich entschied mich, zu verschwinden. Dies war nicht meine Sache, Autor hin oder her. Ich kannte ihr Ende, da brauchte ich es nicht miterleben.

Beinahe schlafwandlerisch fand ich zu der Dachterrasse des ehemaligen Bürogebäudes. Ein leichter Schleier legte sich vor meine Sicht und ließ mich meine Augen reiben. Ich hatte all dies veranlasst. War es da nicht seltsam, dass ich nicht einmal den Gedanken ertragen konnte, dass es tatsächlich geschah? Waren Tränen aus Tinte denn so anders als solche aus Wasser und Salz?

Ich zuckte zusammen, als ich Schritte hinter mir hörte. Schicksalsergeben drehte ich den Kopf und wartete darauf, dass Sienna aus dem Zwielflicht trat. Mit einem leisen Räuspern kündigte sie sich an und tauchte hinter mir auf.

„So schlimm hast du es dir nicht vorgestellt, was, Buchstabenmädchen?“, fragte sie mit rauher Stimme. Ich sah sie verwundert an. Bluffte sie nur, hoffte, ins Schwarze zu treffen? „Brauchst gar nicht so unwissend tun, weißt doch genau, was hier abläuft, werte Autorin!“, fuhr sie mich an und packte meine Schultern. Ihre Augen betrachteten mich kühl und ausdruckslos. Sie machte mir Angst.

„Ich sollte nicht hier sein. Ihr solltet nicht ... leben. Ihr seid Buchstaben, verdammt!“, platzte es aus mir heraus. In Erwartung eines Schlages duckte ich mich, doch sie funkelte mich nur höhnisch an.

„Und doch tun wir es, oder?“, fragte sie schadenfreudig. „Wir leben, wir kämpfen ... und wir sterben. Genau, wie du es geplant hast. Bist du glücklich, Autorin?“

„Nein“, hauchte ich. Woher hatte sie dieses Wissen, wieso fand sie all diese Worte, die mich quälten?

„Vielleicht hilft es dir, zu wissen, dass auch du nur ein Tintenstrom bist. Du bist nicht besser, auch nur Teil einer Geschichte“, verkündete sie bebend. Ich war der Grund, aus dem die Zwillinge sterben würden. Ach, ich konnte sie doch so gut verstehen.

„Ich bin ... echt!“, erwiderte ich kraftlos. Ich mochte zwar hier sein, aber ich lebte nun einmal tatsächlich.

„Nun, ich habe das auch gedacht. Und doch bist du hier. In einer Geschichte, die bald ihr Ende erreicht hat ...“, verkündete sie.

Und tatsächlich begann die Welt, sich aufzulösen, die Bäume in der Ferne, die Betonbauten direkt gegenüber, das Geländer der Terrasse ... Das Nichts kam immer näher, fraß den Boden unter mir weg, knabberte an meinen Haaren – und an ihr. Taumelnd bewegte sie auf mich zu und umarmte mich schwerfällig. Sie zog meinen Kopf nahe zu sich heran und beugte sich vor. „Wir sind gleich!“, wisperte sie mir verzückt ins Ohr und lockerte ihren Griff. Ja, das waren wir wohl. Tinte war leicht auszulöschen. Man musste nur versehentlich Wasser über ihnen ausschütten und die Worte wurden unkenntlich, doch in den Köpfen der Leser blieben sie

erhalten. Ein Lächeln legte sich auf meine Lippen, als mein Körper sich immer weiter auflöste. Mein Leben war beendet, bevor die letzten Silben meiner Geschichte verklungen, doch meine Geschichte blieb.

17 - Der Ritter der Löblichkeit

Fandom: Dungeon Keeper & Pokémon Mystery Dungeon

„Die längste Zeit hat Friede in dieser Gegend geherrscht, doch jetzt gräbt sich ein Keeper, der sich bevorzugt einfach nur Meister Missgunst nennen lässt, durch das Erdreich um Honigwalden-Guterdingen. Seine schmutzigen Finger wollen sich nun offenbar die Goldader am See unter den Nagel reißen, damit er die schändliche Arbeit seiner Lakaien weiter finanzieren kann. Es wird Zeit, einen meiner besten Ritter mit der Mission zu betrauen, diesen gottlosen Abschaum aus der Hölle ein für allemal auszurotten. Keldeo! Unsere Farbeagle-Spione haben für Euch eine zeitgemäße Karte des Tunnelsystems angefertigt. Die Gegnerstärke wird auf zwischen 20 und 30 niedere bis höchstens mittlere kampffähige Kreaturen geschätzt. Ihr und Eure Truppen werdet uns nicht enttäuschen und Euer Lohn soll der zwölfte Teil des zahlreich einzunehmenden Goldes sein. Geht nun, Keldeo, und bringt Recht und Ordnung zurück in dieses Land!“

Mit diesen fordernden Worten des Königs gut im Gedächtnis schickte Keldeo seine Mitstreiter voraus zur unterirdischen Festung, verweilte aber selbst noch eine Weile in der verregneten Stadt und ging dort so manch bestärkender Freude nach. Erst kurz vor Mitternacht folgte er ihnen – über den Marktplatz mit dem noch behangenen Galgen, vorbei an den längst dunklen Heimen, durchs prächtige Stadttor aus großem Feuerstein, hinein in den vom Wetter schlammgewaschenen Wald mit einer nicht zu hellen Fackel. Nach vielleicht einer knappen halben Stunde Fußmarsch erreichte er ein altes Gemäuer mit aufgebrochener Pforte – dort führte ein Gang hinab in das spinnennetzartig gebaute unterirdische Reich von Meister Missgunst.

Und dieser Gang, der war bereits wohldekoriert mit den toten und zumeist verstümmelten Körpern seiner Vorhut, welche die Kreaturen der Unterwelt dort gezielt zu einer beliebigen Kombination aus Abschreckung und Belustigung platzierten. Nun rächte es sich, dass Keldeo erst später nachkam, fand er bereits mehr als die Hälfte von ihnen auf dem Weg, doch keinen Lebenden...

Der Weg führte, an ein paar entschärften Fallen und einer aufgebrochenen Tür vorbei, zu einer kleinen Handwerkskammer. Keldeo versteckte sich hinter den Überresten der Tür. Im Raum schienen zwei Knoggas wild darüber zu diskutieren, was sie mit der Leiche eines Weiteren von Keldeos Gefährten, ein am Bauch horizontal in zwei Hälften geteiltes Meditalis, anstellen würden. „Dieser ach so wohlriechende Held ist doch viel zu abgehungert und viel zu alt, den können wir doch nicht den Göttern opfern!“, so argumentierte das eine. „Aber sieh doch selbst, was sie uns davon abgesehen für Gesindel geschickt haben, diese geizigen Helden!“, so krächzte das andere. „Idiot, sei doch einfach mal geduldiger, sonst schmeißt der Meister bald noch Dich in unser–“, und der ungeduldig geschimpfte Gesprächspartner fuhr dem andern tatsächlich mitten ins Wort: „Selber Idiot und dummer Troll! Wir haben seit Wochen nichts mehr geopfert, das kann den Göttern nicht gefallen. Wenn wir unsere eigene Haut schützen wollen, müssen wir ihnen so langsam mal was bieten und uns selbst mal weniger Spaß mit den Kadavern erlauben!“ Daraufhin holte der erste mit seinem Knochen aus und schlug ihn dem zweiten ein paar mal auf den Schädel und antwortete: „Nein, hör zu. Die

Helden wollen diesen Trupp nicht umsonst geschickt haben, also kommt sicher sehr bald Nachschub, und zwar besserer, wenn nicht deutlich besserer Nachschub. Sobald sie begreifen, dass sie mit diesem Kanonenfutter nichts erreichen, müssen sie einen Ritter bringen, und glaube mir, das wird ein richtiges Fest, wenn wir einen Ritter haben! Wir schlagen ihn bewusstlos, dann stecken wir ihn zu den Tentakeln in die Folterkammer, lassen ihn während der Tortur immer wieder von den Morbitessen heilen und wenn er dann keine bittersüßen Tränen mehr hat, dann–“ Keldeo trat mit gezogenem Schwert hervor. „Ihr Ausgeburt der Hölle, sind wir es vielleicht, die Ihr sucht?“

Die Knoggas waren plötzlich ganz still bei diesem Anblick. Sie waren doch nur kleine Handwerker, niemals für den Kampf gegen so starke Helden vorgesehen! Die beiden Parteien schwiegen sich für ein paar Sekunden noch bewegungslos gegenseitig an. Dann bedeutete das eine Knogga dem andern, das Unterteil des geschändeten Meditalis auf den Eindringling zu werfen und diesen Moment zur Flucht zu nutzen. Während Keldeo sein Sichtfeld von dieser Aktion bereinigte, gelang einem der Knoggas tatsächlich der Weg zur inneren Tür, wo es sogleich Alarm schlug – doch bevor die Klingel läutete, war das andere Knogga bereits auf Keldeos mächtiges Schwert aufgespießt und wurde einfach nur noch in Richtung Wand geschleudert. Das übrige Knogga versuchte, durch den Gang zu fliehen, aber es war zu langsam und stolperte schließlich über eine Wurzel. Keldeo, Ritter des Mitleids und Kämpfer für die Schwachen, kannte kein Erbarmen und ramnte das Schwert von oben in den Rücken des gefallenen Arbeiters und zog es mit Gewalt wieder heraus, tot.

Nach dem geschlagenen Alarm war die gesamte Kolonie lautstark aufgebracht, und so eilte Keldeo dann selbst bewusst Umwege nehmend durch die Gänge. Es führte ihn vorbei an einer Flemmlifarm (und ja, die satanischen Kreaturen verspeisten die Hühnchen wirklich roh und lebend!), durch die Bibliothek, wo die bei der Erforschung der Hexerei ungern gestörten Abras ein böses Erwachen fanden, vorbei an leere Schlafplätze, hin zu einer ersten, mittelgroßen Schatzkammer. Den Aufruhr scheinbar ignorierend, saß in einer Ecke eine Gruppe von Kramurxen, Traunfugils, Felilous und Psiaus und – das ist keine Lüge – spielte Karten! So muss das Leben von gelangweilten Schatzmeistern aussehen, könnte man meinen. Sie nahmen den sich nähernden Ritter erst wahr, als dieser einen dunklen Schatten in das dennoch schwummrige Licht warf. „Euer Spieleinsatz ist das Leben, Unholde!“, und so wischte er ein paar mal mit dem Schwert über den Tisch, und was sich nicht rechtzeitig wegduckten und -rennen oder -fliegen konnte, wurde mitgenommen.

Das angeschlagene einzige Enegoro unter den Katzen öffnete schließlich die nächste Tür und verließ den Raum durch sie, doch dieser Gang wurde nun von einem großen und hämisch lachenden Meistagrif mit zwei schweren Morgensternen in den Händen blockiert. Es schlug erst mit der Linken nach dem zurückweichenden Keldeo, dann ein Schritt nach vorn, dann mit der rechten und Keldeo bewegte sich über die Goldhaufen hinweg weiter vorsichtig, doch durchaus auch im sanften Tanzschritt, zurück, um seinen klobigen Gegner zu einem Gang zu locken, wo er sich kaum bewegen könnte. In dem Augenblick, als er den Gang erreichte, trat aus der Ecke lautlos ein blitzblank poliertes Caesurio hervor, packte mit dem schwächeren Klingenarm Keldeos Rumpf, hieb dann mit dem stärkeren in Kopfhöhe und enthauptete den armen Ritter mit einem gewaltigen Schwung.

Einen halben Mond später sprach der König zum nächsten Ritter. Als dieser sich zur Festung nahe dem Ort, der schon bald Faulfleischhäutungen heißen sollte, aufmachte, sah er den makaber geschminkten Kopf von Keldeo an einer defekten Laterne hängen und im kalten

Winde wehen. Er erschauerte. Er kehrte um. Am nächsten Morgen schmückte der Ritter, dem das Gold nicht Motivation genug war, selbst den Galgen hoch auf dem Platz.

18 - Finsternis

Ein schrilles Quietschen durchzog die Stille der Finsternis, so als würde jemand Glas zerbrechen, als würden Kinder schreien. Ein unruhiges Zucken durchströmte meine Augenlider, während ich verzweifelt versuchte eines meiner Körperteile zu bewegen. Doch wie sehr ich es auch versuchte, wie sehr ich mich anstrengte - es gelang mir nicht. Zu schwach war mein Körper von dem Gift, das ich geschluckt hatte und das mir nun langsam die Kraft raubte. Es war nicht tödlich - nein so einfach wollte mich dieses Monster nicht sterben lassen - doch es raubte mir jegliche Kraft. Ich wusste nicht wie, doch es gelang mir irgendwie meinen Kopf vom kalten Boden zu heben und einen Blick auf das Mädchen zu werfen, das nur wenige Meter neben mir in diesem dunklen Verließ lag. Nur das leise Geräusch ihres Atems ließ erkennen, das sie noch am Leben war.

Tief im inneren wünschte ich mir, ich könnte sie berühren, die Kraft aufbringen, sie in den Arm zu nehmen. Es erfüllte mich mit schierer Verzweiflung, dass ich ihr so nah war, und doch so weit entfernt. Doch das Schlimmste war, dass ich sie hier mit rein gezogen hatte. Ich hätte wissen müssen, dass die Vergangenheit einen immer einholte. Egal wie tief man sie vergrub, wie gut man sie verdrängte. Und nun lagen wir hier - zusammen - im Keller eines Verrückten, dessen einziges Bestreben darin lag, mich mit dem Dolch seines Hasses zu vernichten.

"Nicht weinen, ja?". Eine zarte, zerbrechliche Stimme schwang durch die Luft und ich blickte wieder hinüber zu dem Körper meiner besten Freundin. Ein zartes Lächeln umschmiegte ihre Lippen und ihre kristallklaren blauen Augen, leuchteten mit einer Wärme, die mir das Herz zerbrechen ließ. Wir wussten doch beide, dass das hier das Ende war, wie konnte sie dann lächeln, wie konnte sie überhaupt hoffen? Wie konnte sie mir je so viel Vertrauen schenken? Und vor allem wieso?

Ich erinnerte mich noch gut - als wäre es gestern gewesen - als ihre Familie neu in unser Dorf zog. Bereits zu Beginn hatte sie eine magische Faszination auf mich ausgeübt und mich in ihren Bann gezogen - auch wenn ich zu Beginn nur Neid ihr gegenüber empfand. Doch gerade dieser Neid ließ mich immer ein Auge auf sie werfen, brachte mich dazu, ihr Nahe sein zu wollen, bis wir irgendwann Freundschaft schlossen. Wir waren uns so ähnlich, und doch so verschieden. Aber gerade deswegen ergänzten wir uns so gut. Wir waren wie Tag und Nacht, wie Sonne und Mond, wie Gott und Lucifer. Wir existierten zwar für uns selbst, doch wir wussten nicht wer wir sind und was wir sind ohne die jeweils andere.

Und das war auch der Grund, wieso ich mich dafür hasste, dass sie hier neben mir lag. Wieso war sie nicht geflohen, als sie die Chance hatte? Sie bedeutete mir so viel mehr, als ich es je in Worte fassen konnte. Bereits als ich seine Präsenz im Park gespürt hatte, wusste ich, dass ich verloren hatte. Ich wusste, dass er gekommen war. Ich hatte nach ihm ausschau gehalten, doch nirgends konnte ich seine Gestalt erspähen - und doch war er da. Bereits da hatte ich Charlotte gebeten zu gehen. Doch sie kannte mich, sie wusste das etwas nicht stimmte. Vielleicht hatte sie es in meiner Stimme erkannt, oder am Funkeln in meinen smaragdgrünen Augen. Doch egal was es war, sie weigerte sich fort zu gehen. Und egal wie sehr ich sie anflehte zu gehen - sie blieb. So wie sie schon immer an meiner Seite war und wie sie es immer sein würde.

Eine warme Träne entwich meinen Augen und hinterließ eine kalte Spur aus Schmerz auf meiner Wange. Plötzlich zuckte ich zusammen, den in dem Moment, in dem meine Träne den eisigen Boden benetzte, in diesem Augenblick strich mir eine sanfte Hand vorsichtig über die

Wange. Ich blickte hinüber in das Gesicht Charlotte's und fixierte sie, verlor mich in ihr. "Ich sagte doch nicht weinen", lächelte sie sacht, während in ihrer Stimme etwas trauriges mitschwang. Für einen Augenblick schloss ich die Augen und genoss die Berührung auf meiner Wange. Für einen Bruchteil der Sekunde vergaß ich wo wir waren, gab mich dem Gedanken hin, wie es sein könnte, wenn wir eine Zukunft hätten, wenn es ein Morgen gebe. Und dem Gefühl, dem Gefühl der Wärme und der Liebe, die diese Hand vermittelte, die sie andeutete und die ich empfand.

Doch wir waren nicht allein und wir hatten keine Zukunft - wir würden sterben. Und das wahrscheinlich einsam und qualvoll.

Plötzlich vernahm ich Schritte, die von Sekunde zu Sekunde lauter zu werden schienen. Langsam ließ Charlotte ihre Hand sinken, nur um mir mit voller Kraft in die Augen blicken zu können, bevor im nächsten Moment die Tür weit aufgerissen wurde. Und bevor sich meine Augen an das Licht gewöhnen konnten, spürte ich bereits zwei kalte Hände, die mich unsanft an der Kehle packten und auf die Beine zogen. Ein stechender Schmerz durchzog mich, doch es gab nichts was ich dagegen tun hätte können. Ein Gefühl von Hass und Abneigung breitete sich in mir aus. Ich wollte mich ihm nicht einfach kampflös hingeben, doch was hätte ich tun sollen? Was hätte ich tun können?

Langsam wurde das Bild vor mir klarer und ich erkannte seine vor Wahnsinn leuchtenden Augen vor mir, die mich ansahen wie ein Wolf ein Lamm. Und in diesem Moment, da wurde mir klar, das es kein Entkommen gab. Jegliche Hoffnung wich aus meinem Körper und machte purer Verzweiflung und Angst Platz. Vielleicht war es gerade diese Angst, die mich meine Beine wieder spüren ließ, und gerade diese Angst, die mir die Kraft gab mein Gegenüber von mir zu stoßen.

Der pure Wille zu Leben, war es, der mich auf den Beinen hielt, die sich anfühlten, als bestünden sie aus einer Puddingmasse. Innerhalb weniger Sekunden packte ich die immer noch am Boden liegende Charlotte am Handgelenk und zog sie auf um mit ihr aus dem Raum zu stürmen. Ich wusste, dass es irrsinnig war, dass es verrückt war, doch ich wollte noch nicht sterben. Und vor allem, wollte ich, dass Charlotte nicht starb - nicht wegen meiner Schuld. Wenn ich so darüber nachdenke, war es vielleicht auch nur der Wunsch, Charlotte in Sicherheit zu bringen, der mir die Kraft gab meine schlaffen Beine zu bewegen. Es spielte keine zu große Rolle für mich, ob ich sterben würde, solange sie lebte. Sie, die immer zu mir gestanden hatte, egal was war, sie die mir näher stand, als irgendwer sonst, die mir mehr bedeutete als eine Schwester, die mich besser kannte als ich. Nein, sie durfte nicht sterben - nicht sie! Alle, nur nicht sie! "Magdalena", wisperte sie und ich hörte ihren schnellen Atem und die Angst die darin mitschwang. Fester umschloss ich ihr Handgelenk, wollte ihr Halt schenken, so wie sie mir unzählige Male zuvor Halt geschenkt hatte. Ich wollte mich zu ihr drehen, und sie anlächeln, doch es gelang mir nicht.

Und dann blieb ich stehen. Keuchend blickte ich zwischen einer Tür, und der Option dem Gang weiter zu folgen hin und her. Hindurch gehen oder Weiter rennen? In meinem Hirn ratterte alles wie verrückt, und doch war ich unfähig zu denken, als ich plötzlich ein lautes Schreien hinter uns vernahm. Unser Verfolger schien nur wenige Meter hinter uns. Dies ließ mich die Tür öffnen und hindurch schreiten. Ein Fehler, denn ich für ewig bereuen würde. Denn kaum war die Tür hinter uns in die Angeln gefallen, erkannte ich, dass wir uns in einer kleinen Abstellkammer befanden. Doch nun war es zu spät, um um zu kehren. Es war vorbei. Plötzlich legten sich zwei sachte Hände um mich und drehten mich um, bevor ich erneut in ein sanftes Paar Augen blickte. Ich wollte etwas Sagen, doch mir wurde gedeutet zu schweigen, bevor ich sacht in den Arm genommen wurde. Wissend, dass das hier das Ende war, legte auch ich meine Arme um den Körper der Frau, die nur aufgrund meiner Schuld den Tod finden würde. Plötzlich spürte ich eine kühle Hand, wie sie sich zögernd in meinen Nacken schob und eine andere Hand, die mir sacht die aufkommenden Tränen von der Wange

strich. Wann hatte ich wieder angefangen zu weinen? Und wann waren sich unsere Gesichter näher gekommen?

Egal was es zu bedeuten hatte, egal was hätte sein können, als die Türe aufgerissen wurde, war es vorbei. Und als ein lauter Knall die Luft durchzog, und der mir so lieb gewonnene Körper in meine Arme glitt, da wurde mir erst bewusst, dass es nie eine Chance gegeben hatte. Das es schon seit 6 Stunden und 43 Minuten vorbei war, seit dem Augenblick, indem mich jemand von hinten überwältigt und in seinen Wagen geworfen hatte. Und bevor ich auch die Chance hatte zu schreien, die Chance hatte zu begreifen, zu Weinen und zu Realisieren was passiert war, spürte ich das noch warme Ende einer Pistole an meiner Schläfe...

19 - Mit jeder Sekunde

11.30 p.m.

Der Zeiger schritt im Sekundentakt voran, machte keine Pause. Es war ein Rennen, das es begonnen hatte. Ein Rennen gegen die Zeit. Begonnen war hierbei jedoch das falsche Wort. Im Gegenteil, das Rennen befand sich auf der Schlussgeraden. Einige Konkurrenten im Kampf um den Sieg waren bereits ausgeschieden, doch für diesen Sekundenzeiger schien das Ziel greifbar zu sein. Und das, obwohl das Rennen recht anstrengend begann...

01.00 a.m.

„Hey“, begrüßte mich ein Mädchen. „Bist du neu hier?“

„Ja“

„Wie alt bist du?“

„Vier, und du?“

„Drei. Wollen wir Freunde sein?“

„Ja, ok“

Sie freute sich, begann zu kichern.

06.00 a.m.

„Ziehen wir nun die Variable x vom Ergebnis ab...“, erklärte ein, mit seinen Händen stark gestikulierender, älterer Mann, der vor unserer Klasse stand. Ich wusste nicht, was er mir vermitteln wollte, es war mir allerdings auch ziemlich gleichgültig. Mathe – Ein Fach, das ich zuletzt im Kindergarten verstand, als es noch darum ging, die vorhandenen Stifte zu zählen. Mit den Gedanken war ich bereits die gesamte Stunde abgeschweift, meinen Blick hatte der Lehrer jedoch erst mit dem Vibrieren meines Handys verloren. Mit einer langsamen Bewegung meiner rechten Hand zog ich das Handy aus meiner Hosentasche, entspernte das Display und senkte meinen Kopf.

„Na, was machst du so? (:“, erschien als Nachricht.

„Wenn ich das wüsste... Offiziell Mathe, du?“

„Haha, gerade Kunst“

„Was malst du denn Schönes? (:“

„Na ja, irgendwie ist malen der falsche Ausdruck“

„Wieso?“

„Mache Englisch-Hausaufgaben“

„Haha, okay?“

Es war ein tolles Gefühl, mit ihr zu schreiben. Ich war tief in meinen Gedanken versunken – Gedanken an ein gemeinsames Leben mit ihr.

„Hast du eigentlich gerade mit ihm einen Kurs?“

Mit ihm? Natürlich wusste ich, wen sie meinte. Ihn – Den einzigen Jungen in meinem Kurs, den ich wirklich gehasst hatte. Und das nur, weil sie ihn mochte. Jede freie Minute sprach sie von ihm, ohne zu bemerken, wie sehr mich das störte.

„Jackson?“, unterbrach eine ernste Stimme meine Gedanken. „Jackson, können Sie uns die Lösung präsentieren?“

Hach ja, ich konnte ihn in etwa so gut leiden wie Mathe.

03.00 p.m.

„Heute ist also der große Tag“, begann ich leise zu flüstern. Ich blickte meinen Sitznachbar an – Einen großen Mann, mit dem ich bereits zur Schule gegangen bin.

„Ja, kommst du damit klar?“

Eine schwierige Frage. War ich damit klar gekommen? Wahrscheinlich eher nicht, aber ich musste damit leben.

„Ja, ich denke schon“

„Du denkst schon? Seit ich dich kenne, schwärmst du von ihr – Und du weißt, wie lange ich dich jetzt kenne. Heute wird sie den einzigen Menschen auf der ganzen Welt, den du wirklich abgrundtief hasst, heiraten, und du denkst schon, dass du damit klar kommst?“

Ich sah ihn kurz an, wusste nicht, was ich sagen sollte. Er hatte natürlich Recht, aber um etwas derartiges zuzugeben, war es in der Kirche wohl zu spät gewesen.

„Was soll ich denn deiner Meinung nach antworten?“

Nun schwieg er.

Er wusste genau, was ich dachte; wusste alles über mich. Dass ihm auf die Frage keine Antwort einfiel, bestätigte letztendlich, dass ich nichts anderes hätte antworten können. Ich musste es akzeptieren.

Zudem war ich mit ihr jetzt so lange nur sehr gut befreundet, dass ausgerechnet der Zeitpunkt der Hochzeit für eine Offenbarung zu spät gewesen wäre.

08.00 p.m.

„Jackson?“, rief sie mich mit weinerlicher Stimme. Sie hatte mir bereits geschrieben, dass sie mich dringend sprechen wollte, doch bei ihrem Anblick war dringend noch untertrieben.

Sie kam den sandigen Weg entlang; ihr Gesicht war kreidebleich. Der Windzug einiger Bäume wehte ihr das Haar durch ihr verstörtes Gesicht. Unruhig setzte sie sich zu mir auf eine alte, aus edlem Holz angefertigten Parkbank.

„Jackson? Es tut mir so sehr leid, dass ich dich jetzt so plötzlich gerufen habe, aber es ist wichtig“

„Ja, ist schon ok. Du weißt doch, dass ich immer da bin. Was ist denn los?“

„Es geht um meinen Mann“

„Ja?“

„Er ist...“, sie versuchte sich eine Träne zu verkneifen, scheiterte jedoch. Mit ihren verblassend-klaren Augen sah sie tief in meine; konnte das letzte Wort nicht aussprechen. Ich wusste ohnehin was passiert war.

Er war in seiner Ehe unzufrieden gewesen. Infolgedessen began er das Trinken und das Spielen. Es war schlimm anzusehen gewesen und bestätigte nur meinen Hass auf ihn. Dass es für die beiden nun beendet war, musste auch für sie ein Segen gewesen sein.

Gemeinsam saßen wir dort. Jahre waren vergangen seit unserer ersten Begegnung und doch, noch immer wusste sie nichts von meinen Gefühlen. Meine Beziehungen hatten nie länger als ein Jahr gehalten. Die letzte Frau, mit der ich über einen längeren Zeitraum etwas zu tun hatte, hat mich verlassen, weil sie meine eigentlichen Gefühle erkannt hatte. Sie hatte mich gefragt, ob sie damit Recht hatte. Natürlich hatte sie das.

Stundenlang saß ich nun auf eben dieser Parkbank – Mit ihr.

11.30 p.m.

Der Zeiger schreitet im Sekudentakt voran, macht keine Pause.

Sie betritt den Raum. „Du wolltest mich sprechen?“

Seit dem Verlust ihres Mannes hat sie niemanden mehr gefunden, mit dem sie langfristig zusammenleben konnte.

„Ja“ Ich zittere, weiß nicht, wo ich beginnen soll. „Weißt du noch, wie wir uns kennengelernt haben?“

„Ja natürlich, damals im Kindergarten“

„Du fragtest, ob wir Freunde sein wollen“

„Stimmt. Gut, dass ich dich das gefragt habe“. Sie lächelt.

„Ja, das war wirklich gut. Und ich möchte dir darauf jetzt noch einmal eine ehrliche Antwort geben“

Sag ihr, dass du nicht nur mit ihr befreundet sein willst. Sag ihr, was du dir noch alles vorstellst und was du mit ihr noch erleben willst.

„Ich...“

Die Uhr bleibst stehen. Das Rennen des Zeigers ist vorbei.